

## II Spurensuche: der Körper als Fluchtpunkt

---

Unter dem Aspekt einer notwendigen Absicherung des individuellen Erlebens und Handelns hat der Körper in den letzten Jahren eine enorme Resonanz erzeugen können. Wie neuere Entwicklungen zeigen, wird er in zunehmendem Maße genutzt, um die Konsequenzen abstrakter und hochgradig differenzierter Gesellschaften abzufangen oder Protesthaltungen ihnen gegenüber auszudrücken. Daß die physisch-organische Nahwelt des Menschen als Fluchtpunkt für die unterschiedlichsten Sinngebungsversuche angesteuert wird, kommt nicht von ungefähr: Ein funktionsfähiger Körper signalisiert Präsenz in Interaktionen, Leistungsbereitschaft in Organisationen und Beanspruchbarkeit in Intimsituationen. Forderungen nach Unmittelbarkeit, Natürlichkeit und Authentizität lassen sich relativ einfach an ihm festmachen. Als ein scharf greifbares, reduziertes und prinzipiell verfügbares Umweltsegment eignet sich der Körper in besonderer Weise, um der gestiegenen Unsicherheit auf der Symbolebene von Identität gegenzusteuern und einen Bezugspunkt für das Konkrete im Flüchtigen, Kontingenten und Beschleunigten abzugeben. Menschen können ihr Verhältnis zu sich selbst und zu ihrer Umwelt durch die Induktion einer Sicherheit, Konkretheit und Gegenwärtigkeit versprechenden Instanz rearrangieren, über die auch jene verfügen, die ansonsten wenig oder nichts mehr haben. Die vielfältigen Bemühungen und Vorkehrungen, die gegenwärtig aufgewendet werden, um eine Erwartungsfestigkeit im Hinblick auf die eigene Körpergegenwart und -zukunft durchzusetzen, sind insofern nicht überraschend.

Die Faktizität des Körpers prädestiniert diesen zudem für die Übernahme expressiver Funktionen, d.h.: soziale Distinktionen und »feine Unterschiede« (Bourdieu) können an ihm besonders wirksam vorgeführt werden. Als Trägerinstanz für Zeichen, Botschaften und Gebärden ist die Körperhülle in der Tat universell einsetzbar. Anpassungs- und Oppositionsbereitschaft lassen sich hier in gleicher Weise sozial sichtbar machen. Mittlerweile wird Körperverhalten auf genau diese Absichten hin beobachtet und unter Verdacht gestellt.

Wer sich am Körper in Signale hineinprojiziert, nimmt auf eine subtile

Weise an Kommunikation als dem Grundvorgang des Gesellschaftsvollzugs teil. Ohne daß Sprache direkt involviert ist, können Informationen ausgestrahlt werden, die andere Menschen wahrnehmen, und über die später wirtschaftlich, politisch, ästhetisch, erzieherisch oder auch wissenschaftlich kommuniziert werden kann. Es ist spannend zu sehen, wie im Rahmen der gegenwärtigen Aufwertung des Körpers Formen der nonverbalen Kommunikation über den Körper mitgesteigert werden, z.B. in Gestalt der Nutzung des Körpers als Protestinstanz, als gebräuntes Statussymbol oder als fit getrimmtes und Leistungsfähigkeit ausstrahlendes Substrat zur Bewältigung streßreicher Situationen.

Menschen, die am Körper experimentieren und auf ihn einwirken, machen nicht nur auf sich selbst aufmerksam. Sie spiegeln in ihrem Verhalten auch wider, wie Gesellschaft in bestimmten Schichten, Alterskohorten und Gruppierungen wahrgenommen wird. Eine Analyse der zu einer bestimmten Zeit vorfindbaren Formen der Körpernutzung ist insofern immer auch eine Sonderform von Gesellschaftsanalyse. Auf welche unterschiedliche Weise der Körper in der Phase fortgeschrittener Modernität als Fluchtpunkt angelaufen wird, ist Thema dieses Kapitels.

Wir gehen zunächst auf das Verhältnis von Körperlichkeit und Urbanität ein und beziehen die räumliche Dispersion der neueren Körpermoden auf die problematischen Folgen von Urbanität. Die seit geraumer Zeit auf den Straßen und Plätzen der Metropolen beobachtbaren Bewegungs- und Darstellungskünste sind in diesem Zusammenhang aufschlußreiche Indikatoren für die verstärkte Präsentation des aktiv bewegten Körpers in ansonsten körperverdrängenden Bezirken. Sie sollen anhand ausgewählter Beispiele – Jogging, Skateboardfahren, Breakdancing – dargestellt und in den Duktus der Argumentation eingefädelt werden. Was in hochtechnisierten Gesellschaften durch eine körperfundierte Fortbewegung und eine Variation des Tempos an zivilisatorisch verschütteten Erfahrungsqualitäten zurückzugewinnen ist, verdeutlicht das dritte Kapitel über die Wiederentdeckung der Zwischenräume. In Ergänzung hierzu geht es anschließend im Rahmen eines Exkurses um Reaktionsformen, die eine Verödung urbaner Zentren zu verhindern suchen und eine Revitalisierung von Öffentlichkeit und Stadtkörper anstreben. Die Kunstwelt sog. Malls und die Graffiti-Kommunikationen jugendlicher Ghettabewohner sind eindrucksvolle Beispiele für derartige Bemühungen. Sie sollen aus diesem Grunde dechiffriert und auf das Thema der Arbeit bezogen werden.

Die Aufwertung des Körperlichen, wie sie mit unterschiedlicher zeitlicher Konsistenz und sozialer Wirksamkeit in Gestalt von Bodybuilding, Aerobic, Stretching, dem Bräunungskult und anderen Formen der Inanspruchnahme des Körpers erfolgt, ist typischerweise am Idealbild von Jugendlichkeit und jugendlichem Körper orientiert. Der Körper kann allerdings auch dadurch eine gesellschaftliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen, indem an ihm bewußt gegen hochgeschätzte Werte wie Gesundheit, Schönheit und Natürlichkeit verstoßen wird. Dies zeigt die Punk-Bewegung

besonders drastisch. Punks bringen den Körper auf eine brachiale Weise zum Sprechen, um sinnhaft auf Sinnlosigkeit, Konfrontationsbereitschaft und Zukunftsverengung zu verweisen. Die provokativen Zeichen, die der Punk-Körper in das gesellschaftliche Kommunikationspanorama einspeist, sind analytisch wertvoll, weil sie die Vielfalt der Körperverwendung und die Möglichkeit einer signalhaften Betonung völlig konträrer Positionen verdeutlichen.

Weitere Erkenntnisse darüber, wie sozialer Sinn am Körper kondensieren kann, verspricht schließlich eine Studie über jene Sozialfiguren der Körperdistanzierung und Affektdämpfung, die wir als coole Typen thematisieren und auf den Begriff bringen werden. Diese Akteure reagieren auf Modernität weder durch eine Kompensation der körperverdrängenden Effekte komplexer Gesellschaften in Gestalt von Fitneßtraining noch durch eine Aufwertung von Emotionalität, wie sie in den neuen sozialen Bewegungen zu beobachten ist. Sie ästhetisieren vielmehr auf eine minimalistische Art und Weise zivilisatorische Verhaltensstandards am Körper.

In einer breit angelegten Fallstudie über eine bekannte Organisation der Freizeit- und Tourismusindustrie untersuchen wir last but not least die dort in Szene gesetzte körperbezogene Animation und Spaßkultur. An diesem Beispiel läßt sich zudem die aus den Städten herausdrängende, an Gegenbildern zum urbanen, zivilisierten Alltag stabilisierte Reaktion auf Modernität vorführen. In einem Ausblick sollen die bisherigen Aussagen theoretisch verdichtet und am Raster der zentralen Forschungsfragen verarbeitet werden.

## 1 Körperlichkeit und Urbanität. Zur räumlichen Dispersion der neueren Körpermoden

Was mit Körper und Psyche unter den Bedingungen einer weit fortgeschrittenen funktionalen Differenzierung passiert, wird besonders in jenen Räumen hervorgerufen und entsprechend »hautnah« erlebt, in denen die Moderne sich vordergründig objektiviert hat: in den Großstädten und Ballungsgebieten. Die Komplexität der Gesellschaft und die von ihr hervorgerufene Kompliziertheit der individuellen Lebensführung werden hier in besonders drastischer Weise virulent. Belastungssyndrome entstehen beispielsweise infolge der rigiden städtischen Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit, der räumlichen Distanz zwischen Wohnort und Arbeitsplatz sowie der Versachlichung, Anonymisierung und Parzellierung der Lebensverhältnisse. Die Abstraktheit, Technisierung und Körperdistanzierung, die das »Projekt der Moderne« erst ermöglicht haben, rufen gerade in den Städten »moderne« Erfahrungen und Schockwirkungen hervor. Nicht umsonst sind es gerade die städtischen, und nicht die agrarisch bestimmten Lebensformen, die zum Inbegriff von Modernität geworden sind.

Es ist insofern erwartbar, daß die Großstadt innerhalb derjenigen Wis-

senschaftsdisziplin, die durch die gravierenden sozialen Folgen des Modernisierungsprozesses erst entstehen konnte, der Soziologie, als Ausgangspunkt für die Analyse vergangener und gegenwärtiger Gesellschaften genutzt wurde. Bei den Klassikern der Soziologie läßt sich dies eindeutig nachweisen. Die Städte, die Marx, Weber, Wittvogel, Simmel und die Mitglieder der Chicago-School selbst erleben konnten<sup>1</sup>, waren Orte, an denen sich die Interdependenz zwischen sozialen und personalen Systemen unmittelbar beobachten ließ – Beispiele: die Auflösung der Großfamilie, die Pauperisierung breiter Bevölkerungsschichten, die Slumbildung an den Peripherien, die Ghettoisierung von Minoritäten. In den Städten zeigten sich die Ambivalenz, Widersprüchlichkeit und Paradoxie der Moderne in eklatanter Weise, nämlich Freiheit und neuartige Möglichkeiten des Erlebens und Handelns einerseits und Vereinzelung und anomische Situationen andererseits.

Was gerade die Städte nach ihrem explosionsartigen Wachstum ab Mitte des 19. Jahrhunderts an Erfahrung möglich machten, war der Zusammenhang zwischen der Expansion eines kapitalistisch organisierten Marktes und dessen Ausstrahlung auf die Lebensumstände und die psychische Innenwelt der dort lebenden Menschen.<sup>2</sup> Das neuartige Tempo, die Zusammenballung vieler Menschen auf engem Raum, die Vernetzung unter-

**1 |** Simmels Ausführungen erleben im Rahmen der Diskussion um die sog. »Postmoderne« eine bemerkenswerte, aber keineswegs überraschende Renaissance. Der Grund: Die Problematik der Postmoderne bezieht sich in erster Linie auf die Konsequenzen einer hochgetriebenen gesellschaftlichen Komplexität, wie sie vor allem in den Großstädten beobachtet werden. Hier wird der »Niedergang moderner Ideale«, z.B. der Fortschrittsidee, besonders intensiv erlebt. Siehe Georg Simmel, *Die Großstädte und das Geistesleben*, in: G. Simmel, *Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft*. Im Verein mit Margarete Susmann, hg. von Michael Landmann, Stuttgart 1957; ders., *Philosophie des Geldes*, Leipzig 1900; vgl. Jean Francois Lyotard, *Immaterialität und Postmoderne*, Berlin 1985, S. 30.

**2 |** Gert Mattenklott führt in Auseinandersetzung mit Simmel wie folgt aus: »Auch wer länger schon in einer Großstadt ist, gar dort geboren, wird keinen Umgang mit ihr haben. Er wird kaum mit ihr gehen, wie man mit Geliebten geht, eher schon und immer wieder zu ihr, selbst wenn er in ihr lebt. Auch die im Zentrum wohnen, sagen oft, wenn sie aus der Wohnung gehen, sie gingen in die Stadt. Im Grunde landen sie wohl niemals dort, wo Ich nicht ist. So ist die Stadt, seit Baudelaire bezeugt, die ewige Hure und Städter-Sein ein Laster ohne Sättigung. Es kann auch gar nicht anders sein, denn wehe dem, der ankommt. Der Preis ist Selbstverlust. Denn übermächtig ist seit dem 19. Jahrhundert in den großen Metropolen konzentriert, was dem Persönlichen entgegensteht: Staatsgewalt und Kapital, technische Automatisierung und institutionelle Organisation, Komfort der zirkulierenden Waren und Kulturbetrieb.« Siehe Gert Mattenklott, *Der übersinnliche Leib. Beiträge zur Metaphysik des Körpers*, Reinbek bei Hamburg 1983 (erstmalig 1982), S. 35.

schiedlichster Funktionen unter dem Primat einer wirtschaftlichen Rationalität konturierten die Psyche auf eine bisher unbekannte Weise. Am Beispiel der Großstadt ist, so Simmel, der Dualismus von Individuum und Gesellschaft besonders deutlich erkennbar.

Die Stadt wurde dadurch, daß die Konsequenzen von Urbanität und Modernität Krisenerscheinungen hervorriefen, zu einem Hauptthema der Kulturkritik, allerdings mit einer deutlich ambivalenten Haltung: Einerseits wurde die Stadt aufgrund ihrer Hektik, Anonymität und ihres enormen Entfremdungspotentials abgelehnt oder sogar gehaßt. Andererseits liebte gerade der Intellektuelle die städtischen Zerstreuungsmöglichkeiten, ihren Lärm und ihre Betriebsamkeit.<sup>3</sup> Die personalen Erfahrungen mit den so-

**3 |** Die Großstadt ist traditionellerweise der Ort, an dem die privaten Obsessionen und Lüste ausgelebt werden können. Die Anonymität schützt vor Entdeckung und unmittelbarer sozialer Kontrolle. Auf den Plätzen und Boulevards kann der einzelne ein »Bad« in der Öffentlichkeit nehmen und seine Blicke schweifen lassen. Hier können Distanzen verringert werden, ohne daß man den Mitmenschen tatsächlich näher kommt. Die Innenbezirke sind der ideale Jagdgrund für »gefräßige Augen« (siehe G. Mattenklott, a.a.O., S. 78). Der suchende, flüchtig in der Menge umherirrende Blick klopft visuell ab und läßt schnell fallen, weil ein längeres Verweilen provozierend wäre. Die Flüchtigkeit der Wahrnehmung als typisches Kennzeichen des Lebens in der Stadt wurde bereits von Charles Baudelaire in seinen »*Flours du mal*« (Paris 1857) beschrieben. Vgl. hierzu die letzten beiden Strophen seines Gedichts »*A une passante*« über die kurze Begegnung mit einer Frau (siehe ders., *Die Blumen des Bösen/Les fleurs du mal*, Göttingen 1986, S. 134). Baudelaire prägte 1859/60 in seinem Essay »*Der Maler des modernen Lebens*« den Begriff der »Modernität«. Er schickte den Künstler gleichsam in die Stadtzentren, um in der Flüchtigkeit und Neuartigkeit einer schnell wechselnden Gegenwart das Ewige und Schöne zu suchen und festzuhalten. Durch das Eintauchen in das hektische Treiben der Großstadt sollten ästhetisch relevante Differenzen ausgemacht und künstlerisch verarbeitet werden. Die Mode wurde für Baudelaire zu einem Sonderbeispiel für das »*Flüchtige im Ewigen*«, das vom Künstler mit Hilfe eines langsamen, genießerischen Flanierschrittes auf den Boulevards und in den aufkommenden Passagen erfaßt werden sollte. Siehe Ch. Baudelaire, *Der Maler des modernen Lebens* (»*Le peintre de la vie moderne*«), in: ders., *Werke in deutscher Ausgabe*, Bd. 4, »*Zur Ästhetik der Malerei und der bildenden Kunst*«, hg. und übersetzt von M. Bruns, Minden 1906, S. 265-326. Vgl. hierzu besonders die Rezension von Walter Benjamin, *Charles Baudelaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus*, Frankfurt a.M. 1980; ebenso die neueren Arbeiten von D. Oehler, *Pariser Bilder I*, Frankfurt 1979 und O. Sahlberg, *Baudelaire und seine Muse auf dem Weg zur Revolution*, auch David F. Frisby, *Georg Simmels Theorie der Moderne*, in: Heinz-Jürgen Dahme/Otthein Rammstedt (Hg.), *Georg Simmel und die Moderne*, Frankfurt 1984, S. 10ff; ders., *Fragments of modernity: Georg Simmel, Siegfried Kracauer and Walter Benjamin*, London 1985. Das Revier der Straße kann in den Städten beliebig um jene abgeschlossenen, halböffentlichen Räume erweitert werden, in denen die Alltagsrealität – gesellschaftlich le-

zialen, ökologischen, somatischen und psychischen Kosten von Urbanität können, und insofern läßt sich eine Verbindung zu unserer Thematik herstellen, als zentrale Bedingungen der Möglichkeit einer verstärkten Inanspruchnahme des Körpers in ansonsten körperverdrängenden Gesellschaften bezeichnet werden. Wählt man die Stadt, oder präziser: urbane Formen der Lebensführung als Referenzgröße<sup>4</sup>, fällt der Umstand auf, daß die verstärkte kommunikative Einbeziehung körperbezogener Themen zur Stabilisierung einer gesellschaftlich unter Druck geratenen personalen Befindlichkeit und Subjektivität eine räumliche Dispersion in zwei Richtungen favorisiert hat. Es kommt zu einer verstärkten Körperrückgewinnung (1) in außerurbanen Räumen und in (2) den inneren Bezirken der Städte. Beide Bezugspunkte sollen im folgenden angesprochen und auf unsere Thematik bezogen werden.

Die Städte werden, auch wenn es sich meist nur um kurze zeitliche Abwesenheiten handelt, mit Hilfe von Regenerationserwartungen, Anti-Zivilisationsvorstellungen und Abenteuerhoffnungen verlassen.<sup>5</sup> Es ist ty-

gitimiert – alternativ transzendiert wird. In den sprachverhindernden Discotheken, in denen auf die Sinne mit lauter Musik, blitzenden Lichtkaskaden und künstlichen Nebeln eingewirkt wird, kommt es zu einer Inszenierung einer surrealen Welt, die die Sinne lawinenartig überfällt und vereinnahmt.

**4 |** Die Folgen von Modernisierung und Urbanisierung werden allerdings nicht nur in den Metropolen wahrgenommen. Urbane Formen der Lebensführung sind nicht unbedingt an die Topographie einer Stadt gebunden. Man kann davon ausgehen, daß sie bereits in suburbane und ländliche Regionen diffundieren konnten, d.h.: es finden auch Prozesse statt, in denen Erfahrungen und Wirklichkeitsperspektiven in außerurbane Räume hineinstrahlen und das Denken, Handeln und Fühlen der dort lebenden Menschen modellieren. Die Konsequenzen der Verstädterung sind demnach nicht auf das Areal der Städte begrenzt, sondern haben als generalisiertes Muster nahezu alle Daseinsbereiche erfaßt. In diesem Zusammenhang ist von einer »Urbanisierung des Bewußtseins« die Rede. Siehe Peter L. Berger, Brigitte Berger, Hansfried Kellner, Das Unbehagen in der Modernität, Frankfurt a.M., New York 1975 (zuerst 1973), S. 62.

**5 |** Zur Ästhetisierung der Landschaft seit dem 18. Jahrhundert siehe Joachim Ritter, Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft, in: ders., Subjektivität, Frankfurt a.M. 1974, S. 141-190 (erstmalig 1963). Waldenfels beschreibt drei Konsequenzen: (1) Es kommt zu einer Visualisierung der Landschaft, die (2) als unberührt, menschenlos und (3) frei von aller Zweckmäßigkeit gesehen wird. Es entsteht zudem ein »geographisches Landschaftsverständnis«. Siehe Bernhard Waldenfels, In den Netzen der Lebenswelt, Frankfurt a.M. 1985, S. 179-193 (»Gänge durch die Landschaft«). Vgl. auch Lenelis Kruse, Räumliche Umwelt. Die Phänomenologie des räumlichen Verhaltens als Beitrag zu einer psychologischen Umwelttheorie, Berlin, New York 1974; Ulrich Eisel, Die schöne Landschaft als kritische Utopie oder als konservatives Relikt. Über die Kristallisation gegnerischer politischer Philosophien im Symbol »Landschaft«, in: Soziale Welt, 33. Jg., 1982, H. 2, S. 157-168. Zum veränder-

pisch, daß in den entwickelten Industriegesellschaften nicht wenige Menschen sich von dem Tempo und dem »ennui« des Alltagslebens abwenden, um durch naturbezogene Aktivitäten ein alternatives Erleben und Handeln durchzusetzen. In den Städten geht vom Nicht-Urbanen eine starke Anziehungskraft aus. Die Hoffnung spielt mit, daß der einzelne Akteur – alleine oder in einer überschaubaren Gruppe – dadurch, daß er sich in seiner diffusen Gesamtheit in die Natur hineinbegibt, die Hektik, Abstraktheit und Unnatürlichkeit des modernen Lebens gegenbalancieren und sein wahres authentisches Selbst finden könnte. Diese Suche erfolgt in Situationen, die mit Entdifferenzierung, Unterkomplexität, scheinbarer Zivilisationsferne und Konkretheit zu tun haben. Körperaktivität in außerurbanen Räumen wird zu einem Symbol für Gewißheit und Realität.

Die Vorstellungen, die Gesellschaft verlassen, der technischen Zivilisation und den urbanen Lebensstilen den Rücken zukehren zu können, sind zentrale Bestandteile der Selbstbeschreibung sozialer Bewegungen, die in Antwort auf Modernität entstanden sind. In einer Synthese der Motive Freiheit, Natur, Abenteuer<sup>6</sup> und Reise werden Gegenden jenseits des städtischen Alltagshorizontes ausgekundschaftet und erschlossen. Hier ist zum Beispiel die sog. Outdoor-Bewegung zu nennen, die inzwischen nicht nur in den Vereinigten Staaten eine weite Verbreitung gefunden hat und all jene Aktivitäten umfaßt, mit denen der einzelne in seiner Freizeit ein Leben fernab der Zivilisation in Szene setzt (Jagen, Angeln, Kanufahren etc.). Längst verschüttete Formen der Nahrungssuche, Raumdurchquerung und des Aufenthalts in freier Natur, wie sie in vormodernen Gesellschaften noch überlebensnotwendig waren, feiern in modernisierter Form ein Revival parallel zum Ausufern der Städte und zur Abstraktheit der dortigen Lebensstile. Trainingskurse, in denen das Überleben in Notfällen gelehrt wird, erfahren eine starke Nachfrage.

Backpacking, Trekking und Hiking sind Namen, die für die Wiederentdeckung des Einfachen, Konkreten und Unkomplizierten stehen. Unabhängigkeit, Selbstversorgungsfähigkeit und gedrosselte Geschwindigkeit werden, nachdem zenbuddhistisch orientierte Vordenker der Hippiebewegung (Kerouac, Snyder) wichtige Anregungen gegeben hatten, jenseits der Städte, Straßen und Menschenansammlungen zelebriert. »Backpackers consider themselves a breed apart who have outgrown dependence on the machines of an increasingly mechanized world. Deep in the woods, they know the most magnificent part of the wilderness remains the most magni-

ten Verhältnis von Mensch und Natur und zur Kulturgeschichte der verschiedenen Aneignungsweisen siehe Götz Großklaus/Ernst Oldemeyer (Hg.), *Natur als Gegenwart. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur*, Karlsruhe 1983; ebenso die neuere Arbeit von Jacek Wozniakowski, »Die Wildnis«. Zur Deutungsgeschichte des Berges in der europäischen Neuzeit, Frankfurt a.M. 1987.

6 | Siehe ausführlicher Karl-Heinrich Bette, *X-treme. Zur Soziologie des Abenteuer- und Risikosports*, Bielefeld 2004.

ficient precisely because it is available only to determined footsloggers. To the campers or hikers with any sort of motor vehicle at hand, they would say: ›If you have brought your car with you, you have brought society with you; you've completely missed the point.«<sup>7</sup> All dies kann allerdings erst auf der Grundlage einer industriellen Produktion entsprechender Ausrüstungsgegenstände zu einer breiten sozialen Bewegung expandieren. Ohne Aluminiumtraggestelle, Goretex-Kleidung und getrocknete Nahrung gäbe es – verkürzt formuliert – keine reale Umsetzung dieser Fiktion von einem anti-zivilisatorischen Leben jenseits des »Dickichts der Städte«.

In der neuesten und gewissermaßen zeitgemäßesten Form der Exploration von Natur wird der Raum abseits der Straße durch entsprechend konstruierte Fahrzeuge erfahren. Hier kommt der sitzende Körper wieder zu seinem Recht. Die seit Anfang der 80er Jahre entstandene Off-Road-Bewegung vereinigt allerdings nicht nur Raumkolonisierungsinteressen. In ihr werden gleichzeitig Mythen von Freiheit, Natürlichkeit, Gemeinschaft und Gerätebeherrschung mittransportiert. An sich sinnlose Probleme der Raumbewältigung werden erstellt und in Teamarbeit gelöst. Selbst die Vorbereitung der Reise und die Überprüfung des Gerätes werden als Situationen genutzt, die für eine Selbstvergewisserung ebenso geeignet sind, wie die Akte der Grenzüberschreitung, in denen der motorisierte Cowboy jenseits der Straße den »Duft von Freiheit, Abenteuer und Naturnähe« schnuppern kann. Dreck, Steine und steile Berge werden gleichsam zu Symbolen des Ursprünglichen und Kernigen, an denen und in denen der einzelne sich und seine Leistungsfähigkeit mit Hilfe einer fortgeschrittenen Fahrzeugtechnik überprüfen kann. Die Verbindung von Technik und Natürlichkeit, die in dieser Bewegung auch für innerstädtische Darstellungszwecke genutzt wird, ist eine zunächst unwahrscheinliche Konstruktion. Das Unwahrscheinliche wird erst durch das Einarbeiten von Naturtauglichkeit in Technik wahrscheinlich und sozial anschlussfähig. Ein Fahrergenuß wird somit nicht nur auf den Straßen abseits der großen Verkehrsströme und Städte erzielt, sondern gerade dort, wo Personentransportmittel in der Regel nicht anzutreffen sind: im Gelände.

In Gestalt der sog. »Enduros« oder »trail bikes« hat die Motorradindustrie den Drang von der Straße weg materialisiert und gestalterisch umgesetzt. Im Werbeprospekt eines großen Herstellers heißt es: »Trail – das ist Fährte, das ist Spur, das ist die Bezeichnung für die großen Trecks, die früher quer durch die USA in den Westen gingen. Und Trailbike – das ist die ganze Motorrad-Welt unentdeckter Erlebnisse, verdeckter Pfade, abgelegener Pisten, durch Sand, Geröll und Schlamm. Das ist die Faszination der Natur weitab von den großen Urlaubskarawanen [...] Das Trailbike ist die

7 | Siehe Susan Sands, Backpacking: ›I go to the wilderness to kick the man-world out of me‹, in: The New York Times, 9.5.1971, zitiert in: George D. Trent (Hg.), The Gentle Art of Walking. A Compilation from the New York Times, N.Y. 1971, S. 85.



perfekte Umsetzung einer neuen Abenteuer-Idee in ein universell nutzbares Freizeit-Instrument, das sich überall leicht und problemlos handhaben lässt. Denn das Einmalige an der R 80 G/S ist, daß ihr Fahrer sich sowohl abseits der glatten Asphaltbahnen als auch auf ihnen ganz wie zuhause fühlt.«<sup>8</sup>

Das Aufsuchen des räumlich Fernen und Fremden geschieht in Synthese mit dem visuellen Erlebnis des Neuen, Noch-nicht-Bekannten. Die eigene Reichweite kann durch das Hinauswandern oder -fahren über den bekannten Horizont erheblich ausgedehnt werden. Raumdurchquerung ist insofern als eine Sonderform der alternativen Aneignung von Wirklichkeit zu fassen. Glücksgefühle kommen auf, wenn das Bewußtsein durch Ortsveränderung stimuliert wird, wenn urbane, suburbane und ländliche Räume durchfahren, ergangen oder durchlaufen werden. Wer läuft, wandert, klettert oder ähnliches unternimmt, reist und verläßt das Angestammte, setzt seinen Körper als Vehikel ein. Das Lebensgefühl wird gesteigert – bis hin zu rauschartigen Zuständen. Diejenigen, die die Gewohnheiten dauerhaft durchbrechen, um so den Augenblick zu strecken und das Außeralltägliche festzuschreiben, gehen deshalb immer auf Reisen. Sie bewegen sich permanent und kommen niemals an. Oft scheitern sie, weil sie von anderen zum Stillstand gebracht werden (Beispiel: das Easyrider-Motiv).<sup>9</sup>

Der in seiner Lebensführung durch Institutionen weitgehend entlastete Akteur hat außerhalb der Städte die Möglichkeit, sich, ausgestattet mit den notwendigen Utensilien, deren Sicherheit- und Ordnungssphäre zu entziehen und Risikosituationen im Rahmen arrangierter, freiwillig aufgesuchter Sonderwirklichkeiten kalkuliert in Anspruch zu nehmen. Eine Körperthematisierung jenseits der Städte zielt vor allem auf außeralltägliche Situationen ab, in denen gleichsam die soziokulturelle Entwicklung »gegen den Strich gebürstet« wird. Anhand der Differenz von Natur und Zivilisation wird all das hergestellt, aufgesucht und getan, was im Rahmen des Modernisierungsprozesses überflüssig geworden ist. Es geht um Erfahrungen, denen der Status des Primären, Ursprünglichen zugeschrieben werden kann.

Wenn Menschen heutzutage die Städte verlassen, in den Wald gehen, wandern, surfen oder campen, und so die Zeit-, Sach-, Sozial- und Raumerfahrungen geringer komplexer Gesellschaften wiederherzustellen versuchen, handelt es sich nicht um etwas Veraltetes, das unter den Bedingungen der bereits vergangenen Gegenwart rekonstruiert werden könnte. Versuche dieser Art sind vielmehr Konzepte der Gegenwart, in denen bereits Gewesenes auf die Erfahrungen mit komplexen Gesellschaften bezogen wird. Sie haben eine gänzlich andere Bedeutung als zu früheren Zeiten. Derjenige, der außerstädtische Landschaften erkundet, nutzt zwar oftmals

8 | So die Anzeige eines großen Motorradherstellers.

9 | Vgl. die Reise-Interpretation von G. Mattenklott, *Der übersinnliche Leib*, a.a.O., S. 163ff.

vormoderne Fortbewegungsformen. Er tut dies gewissermaßen antithetisch unter dem Eindruck einer Gesellschaft, die hochurbanisiert ist, über schnelle, zeitsparende Transportmittel verfügt und den Körper bei der Durchquerung des Raumes ruhigstellt. Die sinnliche Wahrnehmung des Gehens oder Laufens hat somit eine gänzlich andere Qualität als zu jenen Zeiten, in denen räumliche Distanzen zu Fuß, Pferd oder Schiff zurückgelegt werden mußten und der Körper eine entsprechend andere Bedeutung hatte. Die Natur kann in der Gegenwart »nur« unter den Bedingungen entwickelter Industriegesellschaften rekonstruiert und wiederentdeckt werden. Dies trifft auch für jene Fälle zu, in denen Menschen auf Unkompliziertes, Einfaches zurückgreifen.

»Thrill« und »Sensation« lassen sich allerdings nicht nur jenseits der Städte herstellen, sondern auch in ihnen. Hier bedarf es allerdings einer anderen Dramaturgie, um ähnliche Gefühle durch ein eigenes Verhalten auslösen zu können.<sup>10</sup> Die Operationsbedingungen verändern sich gewissermaßen und verlagern sich in andere Räume. Die Urbanität entwickelter Industriegesellschaften als erfahrungsgenerierende Bedingung für die gesteigerte Inanspruchnahme des Körpers zu veranschlagen, heißt nicht nur, daß der Körper jenseits der Städte in Synthese verschiedener Motive mehr oder weniger alternativ bewegt oder mit Hilfe einer korrespondierenden Erholungs- oder Ganzheitssemantik ruhiggestellt wird. Eine Dichotomisierung in dem Sinne, daß in komplexen Gesellschaften nur der Natur ein positiver Wert zugeschrieben würde, die städtische Landschaft hingegen durchweg negativ besetzt wäre, trifft zumindest für die letzten Jahre nicht mehr zu. Nachdem die Beobachtung einer »Unwirtlichkeit der Städte« (Mitscherlich) ins Bewußtsein gedungen war und Gegenmaßnahmen (Fußgängerzonen, Verkehrsberuhigungen, Begrünungsaktionen etc.) hervorgerufen hatte, sind die Städte wieder attraktiver geworden.

Neben den diversen Formen der außerstädtischen Exploration wird der Körper vermehrt auch an jenen Orten aktiviert und präsentiert, an denen komplexe Gesellschaften ihn besonders wirksam verdrängen: in den Stadtzentren.<sup>11</sup> Gerade in den inneren Bezirken, auf Plätzen, Wegen und Straßen ist es zu einer selektiven Rückeroberung körperdistanzierender Räume durch körperbetonende Inszenierungen und Kommunikationen gekommen. Einzelne Akteure versuchen auf kollektiver Basis, die prekär gewordene Balance zwischen Individuum und Gesellschaft dort auszutarieren, wo sie augenscheinlich bereits verloren gegangen ist. Die innerstädtischen

**10** | Zur Umfunktionalisierung der Innenstädte als Abenteuer- und Risikoraum siehe Karl-Heinrich Bette, X-treme. Zur Soziologie des Abenteuer- und Risikosports, Bielefeld, S. 108ff.

**11** | Vgl. Karl-Heinrich Bette, Asphaltkultur. Zur Versportlichung und Festivalisierung urbaner Räume, in: Hans-Jürgen Hohm (Hg.), Straße und Straßenkultur. Interdisziplinäre Beobachtungen eines öffentlichen Sozialraumes in der fortgeschrittenen Moderne, Konstanz 1997, S. 305-330.

Räume locken auf eine besondere Weise: Die in den Gebäuden, Straßen und den Körpern der Menschen eingespeicherten Zeichen und Mitteilungen bieten Möglichkeiten der kommunikativen Teilhabe und Selbstdarstellung, die in der Natur so nicht vorhanden sind. Menschen, die Botschaften abstrahlen und von anderen in den Signalen, in die sie sich hineinbegeben haben, wahrgenommen werden wollen, müssen gleichsam die städtische Öffentlichkeit aufsuchen. Der einzelne ist hier mit seinem Körper darstellbarer und lesbarer als in der Natur. Er kann für externe Beobachter zu einem Ereignis werden, über das kommuniziert wird.

Menschen nutzen die Zentren deshalb auch, um in einer bisweilen offensiv und ostentativ angesetzten Dramaturgie der Selbstinszenierung und Präsentation sozialen Sinn am Körper vorzuführen. Nonverbale Kommunikationen am Raster von Körperbildern, die aus dem großen Arsenal europäischer und außereuropäischer Kulturen ausgeschleust wurden, werden für eine Beobachtungs- und Dechiffrierarbeit im öffentlichen Kommunikationspanorama freigegeben. Der einzelne kann sich, indem er seine Körperhülle als ein Trägersystem für Zeichen und Botschaften theatralisch »ins Spiel« bringt, sozial sichtbar und kritisierbar machen – ohne daß ein einziges Wort über seine Lippen kommt. Er kann zeigen, was er mit sich und seinem Körper anfängt oder vorgibt, angefangen zu haben.

Die Straße als Verbindungsstück zwischen zwei oder mehreren Punkten, als Ort für Transition, Kommunikation und Verweilen, wird genutzt, um die Artefakte entwickelter Industriegesellschaften – angefangen von den Exponaten der Mode- und Körperindustrie bis hin zu den Accessoires der Müll- und No-future-Kultur – für die Darstellung von Individualität und Eigentlichkeit vorzuzeigen und kommunikativ ins Spiel zu bringen.<sup>12</sup>

Die physisch-organische Nahwelt des Menschen wird zu einem wichtigen, vielleicht letzten zuverlässigen Medium, mit dem sich zumindest bestimmte Dinge aussagen lassen. Wenn andere unanzweifelbare Hinweise auf Status, Schichtzugehörigkeit und Finanzkraft fehlen und über Kleidung – seit der Aufhebung fester Kleiderordnungen – nicht mehr direkt ablesbar sind, kann der Körper in bestimmten Hinsichten eine Darstellungssicherheit geben. Es existieren relativ eindeutige Körperindikatoren, die allerdings kompakter, ganzheitlicher zu interpretieren sind: Untere soziale Schichten legen beispielsweise weniger Wert auf eine überarbeitete Körperpräsentation als die Mittelschicht, die dies in einem hohen Maße unternimmt, oder die Oberschicht, die den Körper im wahrsten Sinne des Wortes »mit Leichtigkeit« darstellt.<sup>13</sup> Plumpe, dicke, vernachlässigte und »schlecht« gekleidete Körper deuten auf einen Unterschichtstatus, die Vorliebe für kalorien-

**12 |** Siehe unsere Ausführungen in Kap. II.3.

**13 |** Vgl. Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M. 1984 (erstmalig Paris 1979). Zum Thema »Körpersignale« vgl. Michael Argyle, Körpersprache und Kommunikation, Paderborn 1985, S. 201ff.

reiche Nahrung und – allgemeiner – eine Geringschätzung gegenüber der eigenen Körperlichkeit.

Diejenigen, die Wirkungen über eine Darstellung ihres Körpers erzielen wollen, verstecken ihn nicht, sondern führen ihn vor – es sei denn, daß die Botschaft, die sie kommunizieren wollen, darin besteht, den Körper zu verhüllen und ihn den Blicken anderer zu entziehen. Selbst das Nichtzeigen-Wollen kommt nicht umhin, gezeigt werden zu müssen, man denke nur an die Verschleierung des weiblichen Körpers in islamischen Kulturen. Seit Vertrauen in Aufrichtigkeit über Körperverhalten und -gesten nicht mehr problemlos zu transportieren ist<sup>14</sup>, wird derjenige, der eine subtile Kommunikation über seine Körperlichkeit in Gang setzt, bisweilen auch unter Verdacht gestellt. Da der einzelne sein Selbst auch über seinen Körper maskieren und nicht-authentische Signale ausstrahlen kann, hat der Verdacht inzwischen auch diejenige Ebene ereilt, die dafür konzipiert war, ihn zu unterlaufen.

## 2 Innerstädtische Bewegungs- und Darstellungskünste

Wie Menschen ihre persönlichen Lebenssituationen wahrnehmen, gesellschaftliche Strukturen und Prozesse beobachten und auf soziale Ereignisse reagieren, läßt sich am menschlichen Körper unmittelbar ausdrücken. Seine verstärkte Nutzung als Medium der performativen Selbstdarstellung und als Mittel identitätsorientierter Kommunikation soll im folgenden anhand ausgewählter Formen innerstädtischer Bewegungs- und Darstellungskünste analysiert werden, die seit einigen Jahren mit unterschiedlicher Verbreitung und Dauer in den Stadtzentren entwickelter Industriegesellschaften zu beobachten sind. Als scheinbar marginale Phänomene der städtischen Lebenswelten tragen sie mit dazu bei, daß der Körper in abstrakten, körperverdrängenden und -feindlichen Räumen auf eine neuartige und sehr konkrete Weise präsentiert wird. Durch *Laufen*, *Skateboardfahren* und *Breakdancing* wird der Körper in den städtischen Innenbezirken selbstbewußt vorgeführt und theatralisch als Kommunikationsthema installiert. Im Gegensatz zur Lauf-Bewegung, wo es primär um ein karriereförderndes und/oder fitneßbeschwörendes Einwirken auf die eigene Physis geht, handelt es sich beim Skateboardfahren und Breakdancing um Präsentations- und Aktionsformen, mit denen sich Jugendliche und junge Erwachsene auf den Straßen und Plätzen gleichsam »zu Wort« melden. Sie experimentieren

**14 |** Zur veränderten Wahrnehmung des Selbst seit dem 16. Jahrhundert und zum Wechsel von Aufrichtigkeit zu Authentizität vgl. Lionel Trilling, *Das Ende der Aufrichtigkeit*, München, Wien 1980; auch Helmut Dubiel, *Autonomie oder Anomie. Zum Streit über den nachliberalen Sozialcharakter*, in: Johannes Berger (Hg.), *Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren, Soziale Welt, Sonderband 4*, Göttingen 1986, S. 263-281.

an ihren Körpern und drücken sich in Gestalt nonverbaler Kommunikationen aus und versuchen sich so von der dominanten Erwachsenenkultur abzusetzen. In einer Phase, in der andere Ressourcen in der Regel von ihnen noch nicht angeeignet werden können, stellt der Körper für sie eine Instanz dar, mit deren Hilfe sie sowohl soziale Konsonanz und Aufstiegsbereitschaft als auch Dissonanz und Konfrontation demonstrieren können.

Von einem Nicht-Naturwissenschaftler etwas über das *Laufen* zu erfahren, scheint auf den ersten Blick durchaus ungewöhnlich. Plausible Antworten würde man eher von einem Sportmediziner, Physiologen, Trainingswissenschaftler oder Biomechaniker erwarten. Das Laufthema hat aber auch für einen Sportsoziologen und -pädagogen seine Reize, wobei der Sportpädagoge vornehmlich bei den Stichworten »Körpererfahrung« und »Schulsport« sensibel wird, der Soziologe in bezug auf das kollektive, seit Jahren stabile Phänomen des Laufens im Rahmen der fitneßorientierten Sportbewegung.<sup>15</sup>

Das Laufen hat sich seit Anfang der 70er Jahre zu einem Faszinosum sondergleichen entwickelt. Heute läuft nicht nur eine kleine elitäre Minderheit. Das Jogging als eine weniger schnelle, kommunikationsfreundlichere Form des Laufens hat eine erstaunliche Massenbasis gefunden, auch im nicht-vereinsgebundenen Sport (Volksläufe, Lauf-Treffs). In der Bundesrepublik gibt es momentan ungefähr 2200 Lauf-Treffs, von den vielen Trainingsgemeinschaften innerhalb und außerhalb der Vereine ganz zu schweigen. Die Aktion »Lauf-Treff« wird seit 1974 vom Deutschen Leichtathletik-Verband im Rahmen der Trimm-Aktion des DSB organisiert und getragen und richtet sich vornehmlich an diejenigen, die nicht Mitglieder eines Vereins sind. Der DLV als ein ansonsten wettkampforientierter Verband erbringt somit Leistungen für Nichtmitglieder – ein organisationssoziologisch interessanter Sachverhalt. Dahinter steht weniger die Absicht, das Laufen in einem philanthropischen Akt unter die Leute zu bringen oder

**15 |** Vgl. beispielsweise Dieter Brodtmann, Laufen, in: Sportpädagogik, 4. Jg., 1980, H. 3, S. 9-14; zum Thema Körpererfahrung siehe Horst Rumpf, Beherrscht und verwahrlost. Über den Sportkörper, den Schulkörper und die ästhetische Erziehung, in: Zeitschrift für Pädagogik, 29. Jg. 1983, Nr. 3, S. 333-346; ders., Die Schule, der Körper und das handgreifliche Tun, in: Neue Sammlung, 23. Jg., 1983, S. 585-599; ders., Schulen der Körperlosigkeit, in: Neue Sammlung, 20. Jg., H. 5, 1980; Ulrich Poppe, Zum Verhältnis von Körper und Identität – Einige sozialisationstheoretische Zusammenhänge, in: Sportunterricht, 31. Jg., H. 5, S. 165-172; Bettina Wurzel, Lernziel: Körperkontakte? In: a.a.O., S. 173-178; Karl Heinz Leist, Körpererfahrung, in: Sportpädagogik. Beiheft 1983 »Annäherungen. Versuche, Betrachtungen, Bewegung zwischen Erfahrung und Erkenntnis«, S. 38-44. Zur Genese der neueren Laufmode vgl. Roland Kimmle, Jogging – zur Entstehung und Entwicklung einer kollektiven Bewegung im Sport, in: Sportwissenschaft, 17. Jg., 1987/2, S. 121-150; Edgar Rümmele, Sportkarrieren von Marathonläufern – eine psychologische Studie, in: Sportwissenschaft, 17. Jg., 1987/2, S. 184-200.

einem Bedürfniswandel mit einer entsprechenden organisatorischen Maßnahme zu entsprechen, sondern vielmehr der Gedanke, die fallenden Mitgliederzahlen im DLV anzuheben, ein Monopol für das Laufen aufzubauen und kommerzielle Unternehmen aus dem Laufen herauszuhalten. In den sog. Lauf-Treffs wird jedermann die Möglichkeit geboten, regelmäßig, zu bestimmten Zeiten, an festgelegten Orten und unter Anleitung in Gruppen unterschiedlicher Belastungsfähigkeit längere Strecken zu laufen.<sup>16</sup>

Das Laufen ist Teil eines modernen Lebensstils geworden, der Anhänger in sämtlichen sozialen Schichten gefunden hat. Die berechnete Frage, warum dies so ist, wie es ist, lässt sich aus den bisherigen Überlegungen ableiten: Das gesundheitsorientierte Laufen ist als eine Reaktion auf jene Auswirkungen komplexer Gesellschaften auf ihre personale Umwelt zu bewerten, die in die Gesellschaft in Gestalt einer – keineswegs homogenen – sozialen Bewegung zurückstrahlen. Durch das läuferische body-processing sollen die Kosten der gesellschaftlichen Modernisierung anhand körperorientierter Aktivitäten und Legitimationsformeln kleingearbeitet werden. Wer läuft, kann sein eigenes Handeln relativ voraussetzungslos anlaufen lassen. Ein Läufer ist nicht auf irgendwelche Mitspieler angewiesen, hat keine Auseinandersetzungen mit Hallenwarten zu befürchten, die als »gate keeper« für sportspezifische Räume auf ihre Arbeitszeit pochen, und benötigt zudem keine kostenintensiven Gerätschaften für die Abwicklung des Trainings. Die prinzipielle Verfügbarkeit des eigenen Körpers ist eine wichtige Voraussetzung für die Breitenwirksamkeit der Jogging-Bewegung. Das im Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit stehende Laufen in den Innenstädten, wie es sich besonders in den großen Metropolen beobachten lässt, ist auch eine Konsequenz des schnellen, relativ einfachen, unkomplizierten und zeitsparenden Zugriffs auf den eigenen Körper, wie er für Individualsportarten, die unmittelbar an menschliche Grundbewegungsformen anschließen, typisch ist. Laufsituationen lassen sich nahezu überall, zu jeder Zeit und von jedermann herstellen. Dies ist als eine restriktive Bedingung für jene Bemühungen zu werten, die die außervereinliche Laufkultur vereins- und verbandsmäßig in den Griff zu bekommen trachten.

Der einzelne kann morgens, abends oder in der Mittagspause sein Zuhause oder seinen Arbeitsplatz verlassen, auf die Straße laufen, seine Runden drehen und anschließend wieder an den Ausgangspunkt zurückkehren. In den Vereinigten Staaten haben in dieser Hinsicht die sog. »Yuppies« (young urban professionals) Aufmerksamkeit erregt. Sie thematisieren ihre Körper – oft mit entsprechender Musik in den Ohren – nach dem Motto »fit for success«.<sup>17</sup> Bei ihnen steht nicht das langsame Genießen im Vordergrund, sondern das schnelle, möglichst effektive, streßabsorbierende Laufen.

16 | Vgl. DLV (Hg.), Arbeitsmappe Lauf-Treff, Darmstadt 1982.

17 | Vgl. Darryl Pickney, Die Schlüssel zum Himmelreich – Yuppies in Manhattan, in: Freiburger, 26, 1985, S. 64–78.

Wie in anderen gesellschaftlichen Handlungsfeldern auch, trifft man in den verschiedenen körperorientierten Sozialbewegungen Akteure, die sich mit den mannigfaltigsten Motiven und Könnensgraden mit Körper und Psyche auseinandersetzen. In dieser Hinsicht ist auch die Laufszene kein einheitliches Phänomen. Dilettanten, Mittelmäßige und Laufexperten, die mit ihren Körpern virtuos umgehen können, zeugen von differentiellen Begabungen und Kompetenzen, von unterschiedlichen Möglichkeiten und Hindernissen, die der Körper eröffnet bzw. setzt, und sicherlich auch von variierenden Motivationen und zeitlichen Investitionen, die in das Laufen einfließen. Es gibt im wahrsten Sinne des Wortes Lauf-Fanatiker, die ihr Leben um das Laufen herumorganisiert haben und eine dementsprechende monothematische Lebensführung bevorzugen. Dies ist sicherlich keine Frage von Alter, Geschlecht, Schichtzugehörigkeit oder auch einer besonders ausgeprägten Gesundheitsorientierung. Gerade bei den Laufkünstlern spielt das Gesundheitsmotiv keine zentrale Rolle. Was hier im Vordergrund steht, ist der bemerkenswerte Umstand, daß das Laufen als ein Körperereignis zu einem Kopfergebnis werden kann. Dies wird immer wieder von Läufern bestätigt, die regelmäßig über längere Distanzen laufen.

Das Laufen bringt den Körper in einen Bewegungsrhythmus hinein, der durch einen Wechsel von Spannung und Entspannung aufrechterhalten wird. Innere und äußere Räume lassen sich, wie es scheint, durch diese Reduktion auf Bestimmtes erschließen. Phantasien, Hoffnungen, Alltagsprobleme, Siege und auch Niederlagen irgendwelcher Art können beim Laufen »bearbeitet« werden. Laufen bindet die Aufmerksamkeit, auch wenn das Laufen selbst im Bewußtsein nicht thematisiert zu werden braucht. Ein bestimmtes körperbezogenes Erleben wird hervorgerufen, ohne daß das Bewußtsein durch die Körpersignale domestiziert würde. Der Puls geht in die Höhe, der Schweiß tritt aus, Seitenstiche können aufkommen, physiologische Prozesse werden in Gang gesetzt. Der Körper wird in Zustände hineingebracht, die im Bewußtsein unterschiedliche Differenzenerfahrungen freisetzen.<sup>18</sup>

**18 |** Vgl. Rainer Brackhane und Michael Würz, *Emotionales Erleben im Freizeitsport*, in: *Sportwissenschaft*, 14. Jg., 1984/2, S. 166-174; vor allem ihren Versuch, sechs verschiedene Erlebnistypen voneinander zu unterscheiden, nämlich (1) das aktiv-bewegungsorientierte Erleben, (2) das passiv-bewegungsorientierte Erleben, (3) das umgebungsorientierte Erleben, (4) das innengerichtete, meditative Erleben, (5) das sozialorientierte Erleben und (6) das Abenteuer- und Spannungserleben. Für das Laufen, so könnte man vermuten, stehen die Punkte (1), (3) und (4) und – bei großen Volksläufen und Marathonwettbewerben – auch (5) im Vordergrund. Vgl. weiterhin A. H. Ismail und L. E. Trachtman, *Jogging the imagination*, in: *Psychology today*, 6, 1973, S. 79-82; und W. P. Morgan, *Die Zweisamkeit des Langstreckenläufers*, in: *psychologie heute*, 5, 1978, H. 7, S. 60-66; ebenso A. Weber, »Ich fühle mich unglaublich wohl.« Warum Läufer laufen, in: *psychologie heute*, 8, 1981, H. 8, S. 38-41; ders., *Laufen – Motive und Wirkungen*, in: *Sportwissenschaft*, 12. Jg., 1982, H. 2, S. 174-

Der feine semantische Unterschied zwischen »jogging« und »running«, wie er im englischen besteht, macht deutlich, daß die Laufszene, wie viele andere soziale Handlungsfelder, einen Normalbereich und einen Leistungsbereich ausdifferenziert hat. Das Jogging stellt eine gesundheits- und fitneßorientierte »Lauf-Demokratie« auf Massenbasis dar. Beim Running haben wir es mit einer »Renn-Aristokratie« zu tun, die einen Oligopolanspruch auf hohe virtuose Leistung stellt und demzufolge nur wenige, nach Absolvierung entsprechender Passageriten (Marathonlauf), in die elitär definierten eigenen Reihen aufnimmt. Hier kommen die Könnern und Laufästheten zu ihrem Recht, die, nachdem sie ihre Körper durch ein hartes, jahrelanges Training auf langen Strecken unter Kontrolle gebracht und hochselektiv gesteigert haben, nicht Gesundheitseffekte, sondern Leistungsverbesserungen und/oder meditative Erfahrungen anvisieren. Wenn der Körper durch ein regelmäßiges Training zu physiologischen Anpassungen stimuliert worden ist und das Bewußtsein infolgedessen nicht durch jene Körperreize aufgeschreckt wird, die bei den weniger gut trainierten Joggern zu Blockaden führen, kann das Bewußtsein gleichsam für eine irritationsfreie Selbstbeobachtung freigesetzt werden – bis hin zur Erfahrung der Selbstvergessenheit.<sup>19</sup> Eine vergleichbare Fixierung der individuellen Lebensführung auf ein Thema ist übrigens auch in anderen Sozialbereichen anzutreffen, so z.B. in Familie, Wissenschaft, Religion, Kunst oder auch Politik. Auch in der Wissenschaft gibt es Dilettanten und Virtuosen für kognitive Rationalität. Auch Wissenschaftler lassen sich einem Normal- oder einem Leistungssektor zuordnen, wobei Fremd- und Selbsteinschätzungen oftmals nicht kongruent sind. Jedwedes ausdifferenzierte Sozialsystem kann Anlaß für lebenskünstlerische Handlungsversuche sein.

Wie sehr das Laufen eine soziale Aufwertung erfahren hat und als ein

184; Wolfram Schleske, *Meditative Erfahrungen durch entspanntes Langlaufen – ihre Entstehung und Bedeutung in einer sich wandelnden Welt*, in: *Sportwissenschaft*, 17. Jg., 1987/2, S. 151-170; Hartmut Gabler und Willi Kempf, *Psychologische Aspekte des Langlaufs*, in: a.a.O., S. 171-183. Zum Thema »flow experience« siehe Mihaly Csikszentmihalyi, *Beyond boredom and anxiety*, San Francisco u.a. 1975.

**19 |** Zum Unterschied zwischen »jogging« und »running« siehe James C. Whorton, *Crusaders for Fitness*, Princeton 1982, S. 345. Hier heißt es: »As any distance-running worshipper (myself included) will insist, serious discussion of the subject must begin with a distinction between the true religion and the uninspired derivative sect of jogging. The unenlightened continue to confuse the two, and many joggers blasphemously call themselves runners (but never vice versa!). The technical difference between the two is simple, a matter of pace – nine minutes per mile or slower is jogging, faster is running. But the runner does not move faster; he goes farther, and a far more serious intent. Jogging is merely a fad, one which has improved physical health as an end, but strives for no higher goals. There is a smart young professional set in which jogging is a cultural imperative, as essential to respectability as a cuisinart or a hot tub.«



aussagekräftiger Indikator für ein verändertes Verhältnis von Individuum und Gesellschaft besonders in den großen Ballungsgebieten herangezogen werden kann, zeigt die Heraufkunft der in den städtischen Zentren abgehaltenen Lauf-Ereignisse. Brückenläufe, Domumrundungen, Stafettenrennen über die urbanen Boulevards und City-Marathons rufen eine breite Resonanz bei Läufern und Zuschauern hervor. Seit 1981 gibt es in der Bundesrepublik die sog. Stadt-Marathonläufe, die von großen Industrieunternehmen gesponsert werden. Sieht man einmal davon ab, die Kommerzialisierung des Langlaufs in diesem Zusammenhang zu analysieren, so wird doch mindestens dreierlei deutlich:

(a) Die Langläufe in den Städten haben das Laufen zu einer populären Zuschauersportart werden lassen. »Nachdem man jahrelang durch die ›Wildnis‹ lief und kaum Beifall für die gezeigte Leistung empfangen konnte, stand man plötzlich im Mittelpunkt der Öffentlichkeit. Zu Tausenden säumten jetzt die Zuschauer die Strecken und spornten die Läufer mit ihrem Beifall und ihren Zurufen an. Kein Wunder also, daß die City-Marathons immer beliebter werden, denn wer möchte nicht das ›Bad in der Menge‹ genießen.«<sup>20</sup>

(b) Durch das Laufen in den Städten werden diese auf eine neuartige Weise wiederentdeckt. Indem Läufer in Training und Wettkampf ihre Bewegungsaktivitäten direkt in die Städte hineinverlagern, werden öffentliche Räume neu definiert.<sup>21</sup> Der durch die moderne Zivilisation an den Rand gedrängte Körper wird durch das Laufen – und andere körperbezogene Aktivitäten – an diejenigen Stellen reimportiert, an denen Industriegesellschaften den Körper am nachdrücklichsten auf Distanz gesetzt haben. In den innerstädtischen Bezirken wirkt sich ihre Indifferenz gegenüber Person und Körper am drastischsten aus. Fragt man danach, was Großstädte für den Körper und seine Nutzung bedeuten, fällt auf, daß die modernen Metropolen Lokalitäten repräsentieren, die den Körper nur hochselektiv zulassen – meist nur für die Abwicklung körperunspezifischer Operationen.

Die ausdrückliche und bewußte Auseinandersetzung mit dem Körper findet in den Großstädten in der Regel nur in Sondersituationen statt, die

**20 |** Siehe Burkhardt Swara, *Marathon in Deutschland*, in: H.-J. Usko (Hg.), *Marathon*, Berlin 1985, S. 38.

**21 |** Vgl. in diesem Zusammenhang Kap. II.3. Für die Wiederentdeckung der Städte im Sinne einer Humanisierung öffentlicher Räume gibt es weitere Anzeichen. Die Frauenbewegung plädiert beispielsweise für eine Entschärfung gefährlicher Plätze, Passagen, Unterführungen und Bahnhöfe. Auf eine »Wiedereroberung der Straße« und die »Zerstörung des Arsenal des Bewegten« im Rahmen der Mai-Unruhen 1968 macht Paul Virilio aufmerksam. Siehe ders., *Fahren, fahren, fahren ...*, Berlin 1980, S. 66. Auch die »Reurbanisierung« von Altbaugebieten durch alternative soziale Bewegungen und beruflich Erfolgreiche läßt sich in diesem Zusammenhang einordnen. Zum letzteren Aspekt siehe Hartmut Häußermann, *Vom Müsli zum Kaviar*, in: *Die Zeit*, Nr. 41, 3. Oktober 1986, S. 49-51.

räumlich, zeitlich, sachlich und sozial ausgegliedert sind. Man läuft, spielt und bewegt sich auf dem Sportplatz, schwimmt in öffentlichen Bädern. D.h.: Der Körper wird in eigens dafür ausgewiesenen Räumen aktiviert. Die Polarisierung von Freizeit, Öffentlichkeit und Privatheit schlägt sich in entsprechenden Ausgliederungsprozessen nieder. Spezielle Situationen entstehen sowohl für das eine als auch für das andere.

Das Laufen in den Städten, wie es seit einigen Jahren verstärkt zu beobachten ist, macht darauf aufmerksam, daß die sozialen Definitionen über das Verhalten des einzelnen in der städtischen Öffentlichkeit in Bewegung geraten sind. Ein nicht geringer Teil von Menschen verläßt die angestammten Räume der Körperaktivierung und läuft genau dorthin, wo der laufende Körper bisher nur gegen Spott und Nachrede eingebracht werden konnte. Gemeint sind die großstädtischen Zentren, in denen das Laufen immer selbstverständlicher betrieben wird. Hierzu die Aussage eines Marathonläufers: »Der Aufschwung von damals zu heute vollzog sich sehr langsam. So liefen wir in den sechziger Jahren nur im Wald, liefen entlang der Havelchaussee, des Kronprinzessinnenweges. Das waren unsere Trainingsstrecken und sind es zum Teil auch heute noch – nur fanden damals dort auch die Wettkämpfe statt. An das Laufen in der Stadt war überhaupt nicht zu denken, man hatte Angst davor, man verschwand lieber im Wald und wurde dabei sogar von den eigenen Verwandten belächelt. So etwas wie das selbstbewußte Laufen in den Innenstädten, das sich in den letzten Jahren immer mehr durchgesetzt hat, gab es in den Sechzigern noch nicht. Die üblichen dummen Sprüche der Passanten, wie ›hopp, hopp, hopp‹ und ›eins, zwei, drei‹ haben uns damals noch sehr gewurmt. Man hatte nicht den Mut zur Gegenwehr und noch keine passenden Antworten parat. Heute läßt sich niemand mehr von solchen Spötteleien irritieren.«<sup>22</sup>

Urbane Zentren sind auf allen Dimensionen des menschlichen Erlebens und Handelns vordefinierte Handlungs- und Kommunikationsbereiche. Was in ihnen abläuft, von wem sie wann, wie schnell und in welchen Funktionen benutzt werden, unterliegt bestimmten normativen Erwartungsmustern. Auf einer Einkaufsstraße bewegt der einzelne sich nicht irgendwie. Er folgt vielmehr allgemein akzeptierten Geh-, Verweil-, Seh- und Kommunikationsvorgaben. Ein erstaunter und oft auch mißbilligender Blick wird denjenigen zugeworfen, die scheinbar unmotiviert gegen die Regeln eines zivilisierten Auftretens in der Öffentlichkeit verstoßen. Das Laufen in der Innenstadt stellt zunächst eine Verletzung dieser soziokulturellen Konventionen dar. Diese wird lediglich dadurch abgemildert, daß der Läufer an seiner Kleidung und in seiner Fortbewegung etwas Bekanntes, nämlich Sportspezifisches, signalisiert. Wo das Gehen als sozial dominante Fortbewegungsart akzeptiert wird, fällt derjenige auf, der läuft. Er wird bespöttelt,

22 | Siehe Heinz Uth, In Berlin dabei, in: Hans-Jürgen Usko (Hg.), a.a.O., S. 39.

belacht oder macht sich verdächtig, weil Laufen ohne akuten Laufanlaß als Fluchtbewegung gilt.<sup>23</sup>

Dies war nicht immer so. In der Evolutionsgeschichte der Menschheit war das Laufen sehr wichtig. Derjenige, der sich läuferisch aus einem bestimmten Gefahrenbereich zurückziehen konnte, überlebte gegenüber demjenigen, der hierzu nicht in der Lage war. Auch für das sog. Beutemachen war das Laufen über längere Distanzen eine unverzichtbare Notwendigkeit. Ebenso wären die archaischen Hochkulturen ohne Botenläufer nicht möglich gewesen. Der Zivilisations- und Modernisierungsprozeß hat die Einschätzung und Wichtigkeit des Laufens sehr nachhaltig beeinflusst: Indem beispielsweise die Waffen effektiver, weittragender und flächendeckender wurden, Nachrichten nicht mehr durch Stafettenläufer überbracht und Distanzen nicht mehr durch Laufen überbrückt werden mußten, gab es genug Gründe, den Körper ruhig zu stellen. Erst der moderne Sport hat das Laufen wiederentdeckt.<sup>24</sup>

Die Bewertung des Laufens hat sich unter dem starken Einfluß eines gesundheitsbewußteren Denkens verändert. Laufen wird, zumindest bei entsprechend ausgewiesenen Anlässen oder in entsprechender Kleidung, sozial akzeptiert. Das Joggingphänomen kehrt den zivilisatorisch hergestellten Sachverhalt um, daß der einzelne sich in der öffentlichen Darstellung seiner Körperlichkeit zurückzunehmen und sein Bewegungsverhalten zu reduzieren hat. Menschen trauen sich mit ihren Körpern dorthin, wo der laufende Körper bisher verpönt war, nämlich auf die Straße. Sie laufen nicht mehr nur auf verkehrsfreien Plätzen wie in Grüngürteln, Parks, öffentlichen Spiel- und Sportanlagen, sondern auch auf den Verkehrsstraßen. Die funktionsspezifischen Lebenslinien moderner Gesellschaften werden benutzt, um den Körper an jenen Stellen zur Geltung zu bringen, wo er vorher durch den motorisierten Verkehr gehend auf den Bürgersteig verbannt worden war. Der Körper läuft auf den Straßen als denjenigen öffentlichen Räumen, auf denen der Tauschverkehr abgewickelt, Warenbewegungen vollzogen, Menschen transportiert und – als Folgeproblem – sicherlich auch in ihrer Integrität als Benutzer gefährdet werden. Die Straße, die Menschen »normalerweise« nur in ganz bestimmten Funktionsrollen benutzen, und zwar mit Hilfe eines relativ normierten Stadtschritts, wird, wie die großen Stadt-Marathonläufe zeigen, zu einem öffentlichen Schauplatz, auf dem der Körper in Training und Wettkampf performativ vorgeführt wird.

**23 |** Zur sozialen Bewertung des Bewegungstempos siehe Lenelis Kruse und Carl F. Graumann, Sozialpsychologie des Raumes und der Bewegung, in: KZfSS, Sonderheft 20, 1978, S. 194ff.

**24 |** Zur Kulturgeschichte des Laufens vgl. Stephan Oettermann, Läufer und Vorläufer. Zu einer Kulturgeschichte des Laufsports, Frankfurt a.M. 1983; ders., Läufer und Vorläufer, in: Zeitschrift für Volkskunde, 76. Jg., 1980/II, S. 211-233.

Gerade im Hinblick auf die sog. Stadt-Läufe zeigen sich zwei entgegengesetzte Prozeßformen: Die Straße wird einerseits durch das Laufen neu definiert und exploriert. Dies fällt typischerweise in eine Phase, in der die lokale Straßenkultur im Sinne einer überschaubaren, nachbarschaftlichen Straßenöffentlichkeit in den Großstädten immer mehr zerfällt, weil die inneren Stadtbezirke ökonomisiert und zugunsten von Trabantenvorstädten bzw. Büro- und Einkaufshäusern entvölkert werden. Aufgrund der Trennung von Arbeitsplatz und Wohnort kommt es zu einer »sekundären Urbanisierung«, d.h. zu einer »Entwicklung und Ausdehnung des suburbanen Raumes«.<sup>25</sup> Die städtischen Binnenräume veröden, wenn der Rhythmus der großstädtischen Arbeits- und Dienstleistungskultur zum Erliegen kommt. Es ist vor diesem Hintergrund verständlich, daß die City-Marathons bewußt als Anlässe für Volksfeste in den Zentren genutzt werden.

Die atmosphärische Stimmung, die sich selbst schon bei einem relativ kleinen Stadtviertel-Lauf ergibt, gibt folgender Zeitungsbericht wieder: »Über tausend Läufer gingen am Sonntag morgen an der Severinstorburg an den Start. Fast noch einmal soviel Menschen standen zum Anfeuern am Straßenrand. Bereits eine Stunde bevor Bürgermeisterin G. M. den Startschuß gab, ging es auf der Severinsstraße turbulent zu wie beim Beginn des Schlußverkaufs. Die Sportler drängten sich an den Meldeständen, aus Lautsprechern dudelte ununterbrochen Disco-Musik, Trauben aus Luftballons schaukelten im Wind, Zuschauer mit Kinderwagen suchten sich die besten Plätze.«<sup>26</sup>

Die Marathonläufe sind zu großen Parties geworden, die Menschen für Geselligkeits- und Gemeinschaftserlebnisse in der Öffentlichkeit in Anspruch nehmen. Auf der Seite der Läufer entwickelt sich eine Art Elitebewußtsein, eine bisweilen verschworene Gemeinschaft, in der z.B. die Ältesten von einem Lauf zum anderen weitergereicht werden. Wer 42 Kilometer hinter sich gebracht hat, hat allen Grund, diese Selbstüberwindung als große Tat zu feiern, auch wenn er »nur« als 100. oder 200. ins Ziel gekommen ist.

Bezüglich des Laufens in den Städten sind sicherlich noch deutliche Unterschiede festzustellen zwischen der Bundesrepublik und denjenigen Metropolen, in denen der laufende Körper auf kollektiver Basis zum ersten Mal anzutreffen war, nämlich in den Großstädten der Vereinigten Staaten. Vereinfacht könnte man formulieren, daß dort, wo der gesellschaftliche Modernisierungsprozeß mit all seinen Folgen bisher am weitesten fortgeschritten ist, eine Symbiose von Lauf- und Asphaltkultur sich entsprechend früher und wirksamer entfalten konnte. Gerade die USA sind in diesem Zusammenhang laufanregend gewesen.

(c) In Ergänzung zu den bisherigen Ausführungen über die Aufwer-

25 | Siehe A. Hahn, H.-A. Schubert, H.-J. Siewert, *Gemeindesoziologie*, Stuttgart u.a. 1979, S. 46.

26 | Siehe *Kölner Stadt-Anzeiger*, Nr. 86/7, 14.4.1986.

tung des Laufens als Zuschauersportart sowie die Wiedereroberung öffentlicher und körperfeindlicher Räume zeigt sich beim Laufen in den Städten ein weiterer Aspekt: Indem Menschen joggen, verlassen sie die dominanten, gesellschaftlich legitimierten Alltagstempi und Fortbewegungsmittel. Wer nicht geht und sich nicht mit den Massentransportmitteln wie Auto, Straßenbahn o.ä. fortbewegen und sich der Beschleunigung als dem Prozeßtempo unserer Zeit aussetzen will, muß gemächlich laufen oder entsprechend langsame Geräte benutzen. Rittners Diagnose, daß das Laufen eine zeitgemäße Beschleunigungsform wäre, die »radikal mit der Tradition der als sinnhaft anerkannten Fortbewegung« brechen würde, trifft nur zu, wenn man das Gehen als Bezugspunkt heranzieht.<sup>27</sup>

Gerade das Jogging ist aber, wie der Unterschied zwischen »jogging« und »running« verdeutlicht, eine Verlangsamungsform des Tempos. Jogging heißt Nicht-Gehen, aber auch Nicht-Losrennen. Der einzelne schlägt, indem er sozusagen den Jogging-Gang einlegt, ein verlangsamtes Lauftempo ein. Differenzbildende Effekte im subjektiven Erleben können beim Laufen zwar auch durch Beschleunigung erzielt werden, der Referenzpunkt für entwickelte Industriegesellschaften liegt aber eher in den Hochgeschwindigkeitsgeräten, die für eine räumliche Distanzüberwindung gebraucht werden, weniger in der Geschwindigkeit des Gehens. Wirkungen kommen – wählt man das sportlich-schnelle Laufen oder die Fortbewegungsmittel Auto und Motorrad als Maßeinheiten – beim Jogging durch Temporeduktion zustande. Die »Selbstvergewisserung«, die Rittner in seiner Analyse des Laufens in der »Temposteigerung« sieht, ist vielmehr eine Selbstvergewisserung durch eine nicht-technologische, verlangsamte Körperaktivierung.

Die Fußgängerzonen und befahrbaren Plätze der Städte sind Hauptanziehungspunkte einer Ende der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts aus den USA gekommenen Bewegungskunst, in der der Körper virtuos auf einem Rollgerät vorgeführt wird. Das *Skateboard* ist die vergegenständlichte Synthese von miniaturisiertem Surfbrett und vierrädrigem Roller. Es nutzt die Funktionswege komplexer Gesellschaften, weil es nur auf ihnen rollen kann. Das hohe motorische Können, die nicht geringe Verletzungsgefahr, aber auch die Traditionslosigkeit dieser Fortbewegungskunst sorgten dafür, daß das Skateboardfahren, im Gegensatz zur Jogging-Bewegung, in Europa immer nur eine Randerscheinung blieb. Es konnte sich nur dort auf einer breiteren Basis entfalten, wo das Surfbrett ohnehin schon zum Image einer ganzen Region gehörte, in Kalifornien.<sup>28</sup>

**27 |** Siehe Volker Rittner, Laufen gegen Innen- und Außenwelt, in: Hans-Jürgen Usko (Hg.), a.a.O., S. 106f.

**28 |** In einem Artikel über einen 18jährigen Skateboardprofi äußerte sich A. Keteyian wie folgt über die abwechslungsreiche Karriere dieser Fortbewegungskunst: »Skateboarding is on a roll – for the third time. The first wave hit in 1966 [...] That fad faded after three years. Then, in 1976, new technology (polyurethane wheels

Die Fortbewegung, die von der Beschaffenheit des Untergrunds abhängt, erfolgt durch Gewichtsverlagerung, Abstoßen oder die Nutzung natürlicher oder künstlich hergestellter Gefällestrcken, in Ausnahmefällen sogar mit Hilfe eines kleinen Motorantriebes. Ein Skateboard zu benutzen, heißt, im Verhältnis zum Gehen oder langsamen Laufen eine höhere Geschwindigkeit einzuschlagen. In bezug auf das hohe Tempo der typisch modernen Fortbewegungs- und Transportmittel stellt es eine Verlangsamung dar, ein Sich-Durchschlängeln zwischen gehenden Menschen und fahrenden Autos.

Das Skateboardfahren repräsentiert eine körperbezogene Fortbewegungskunst, in der Gleichgewicht, Geschicklichkeit und Beweglichkeit vor den Augen anderer auf einem schmalen Brett zur Schau gestellt werden. Räumliche Distanzen können alternativ überwunden, städtische Landschaften exploriert werden. Wer keine Möglichkeit hat, sich in die natürlichen Wellen eines Ozeans zu begeben, um auf ihnen zu reiten, kann mit dem Skateboard die Asphaltnkultur entwickelter Industriegesellschaften nutzen, um ähnliches fingiert zu erleben. In leergepumpten Swimmingpools, in Betonröhren oder unter Zuhilfenahme des Straßenmobiliars lassen sich Spiel und Kampf mit der Natur imitieren. *Skateboardfahren ist insofern die veralltäglichte, urbanisierte und entnatürlichte Form des Wellenreitens.* Mit einem derartigen Brett kann der einzelne körperlich-aktiv körperfeindliche Räume beschleunigt entdecken und durchheilen.

In der versportlichten Version für Spezialisten vollziehen Profis mit diesem Gerät artistische Sprünge, Drehungen und Wendungen. Artefakte der industriellen Zivilisation und eigens hergerichtete Fahrgärten dienen den ambitionierten Fahrern als Lokalitäten, in denen sie ihre Bewegungskünste in Wettkämpfen präsentieren können. In Steilwänden und Röhren werden das Big-wave-Surfing und das Spiel mit der Brandung nachvollzogen. Ähnlich wie die Surfplätze auf Hawaii, Tahiti oder Bali mit ihren schönklingenden Namen – Sunset Beach, Waimea Beach etc. – das Herz der Surferenthusiasten höher schlagen lassen, werden die Betongärten von

and fiberglass boards) turned a fad into a frenzy: 30 million skaters, \$ 300 million annual sales and, of course, thousands of broken bones. By 1979 the sport itself was in pieces, damaged by skate park owners charging exorbitant fees and by city ordinances banning riding everywhere but in one's own backyard. But every 10 years or so the wave seems to return. Today annual skateboard and accessory sales are again approaching \$ 300 million [...] But the sport is still struggling, split right down the middle. Anarchists to the left. Little Leaguers to the right. The Defiant Ones – artistic, almost poetic in many cases – live to skate the streets of San Francisco, Santa Monica or Miami. They're turned on by the breeze blowing in their hair and the nihilistic, satanic songs of hardcore or speed rock groups like Metallica, Megadeth and Slayer. Across the fence stands the NSA. Its members are no less artistic [...], but the NSA strives for a more cleancut, competitive and organized image [...]« Siehe ders., Chairman of the board, in: Sports Illustrated, Nov. 24, 1986, S. 47f. Vgl. Kap. IV.

Los Angeles oder San Francisco von den Skateboardfahrern wahrgenommen.

Parallel zum Grafitti kam aus den Vororten der amerikanischen Metropolen eine weitere körperorientierte Bewegungsform, der *Breakdance*. Ursprünglich entstanden auf der Grundlage des breiten musikalisch-rhythmischen Bewegungsrepertoires der dort lebenden ethnischen Minoritäten konnte sich der Breakdance von der Funktion lösen, Wettbewerbs- und Ersatzmedium für die aufreibenden Bandenkriege zwischen rivalisierenden jugendlichen Straßengangs zu sein, und bis in die Einkaufszonen der Innenstädte, in Discotheken, Kunstbühnen, Fernsehshows und Werbespots vordringen. Die Möglichkeit, Körperenergien alternativ umzusetzen, um bei Gleichaltrigen oder Erwachsenen Anerkennung und Entgelt zu finden, erweist sich gerade für diejenigen als Stimulans zur Erreichung eines Minimums an sozialer Aufmerksamkeit und Achtung, denen Ressourcen wie Geld, Zutrittschancen etc. von Geburt aus versperrt sind. Für einige wenige jugendliche Ghettobewohner eröffnete der Breakdance – wie andere körperliche Aktivitäten auch – die Chance, sich über ihre Körper theatralisch darzustellen und aufgrund der akrobatischen Elemente eine Exklusivität in der Ausführung gegenüber der dominanten Erwachsenenkultur zu erreichen.

Beim Breakdance handelt es sich – vor der Aneignung durch Schauspielschulen und Tanzstudios – um Bewegungsformen, in denen sich Elemente aus Tanz, Pantomime und Akrobatik miteinander vermischen. Die Synthese wird mit Hilfe einer lauten, sprechgesangähnlichen Musik (rapping) auf Straßen und Plätzen im wahrsten Sinne des Wortes aufgeführt. Unter der Zielsetzung, eine absolute Kontrolle über den eigenen Körper zu erreichen und darzustellen, und zwar in einer desolaten Ghetto-Umwelt, werden die verschiedenen Körperpartien und -achsen miteinander, gegeneinander und unabhängig voneinander bewegt. Im »Electric boogie«, »der als Oberbegriff für alle stehend getanzten Formen gilt«<sup>29</sup>, geht es darum, Kopf, Schulter, Brust, Hüfte, Knie und Arme voneinander zu isolieren, runde, wellenförmige Bewegungen auszuführen oder auch ruckartig die verschiedenen Körperteile zu arretieren, um einen Roboter in seinen ungelenken, mechanischen Steh-, Greif- und Fortbewegungsaktivitäten zu imitieren. Durch eine pointierte Reduktion auf einige wenige Ausdrucksmuster lassen sich so Gehen, Laufen, Gleiten, Ziehen, Drücken etc. pantomimisch darstellen. Aus der Illusion der Fortbewegung bei tatsächlicher Immobilität kann in eine sog. »Floorrocksequenz« übergewechselt werden, in welcher der Körper in einen Kreisel umfunktioniert wird, der am Ort mit hoher Drehgeschwindigkeit über Bauch, Kopf, Rücken, Gesäß und andere Körperpartien rotiert, um am Ende in einer einzigen Position abrupt eingefroren zu werden.

Trotz vieler Unterschiede lassen sich zwischen den in diesem Kapitel behandelten Beispielen interessante Gemeinsamkeiten herausfiltern: Der

Jogger, der sich mit seinem Körper auf die Straße begibt und ihn mit Hilfe von Gesundheits-, Authentizitäts- und Anti-Streß-Formeln auf Trab bringt, trifft sich mit denjenigen, die ihre Körper auf den Straßen bewegen, braune Haut zeigen, einen demonstrativen Konsumstil zelebrieren oder in den Fußgängerzonen durch artistische Bewegungskünste imponieren, in einem wichtigen Punkt: Sie alle brechen aus den typischen und für sie alltäglichen Umgebungen und Situationen aus, begeben sich in die Öffentlichkeit und geben dieser neue Konturen, indem sie auf eine spezifische Art und Weise alte und neuinstallierte öffentliche Räume, Transportwege und Beförderungsmittel nutzen. Durch ihre körperbezogenen Reaktionen auf die Folgen einer fortgeschrittenen Modernisierung beleben sie die städtischen Zentren. Menschen reagieren damit auf einen Stadtkörper, der in seinem Zentrum nur zeitweise aktiv ist, weil er im Rhythmus der wirtschaftlich verwertbaren Zeit be- und entvölkert wird.

Nicht wenige Menschen setzen sich so mit der Stadt als dem räumlichen und symbolischen Inbegriff von Modernität und gesellschaftlicher Komplexität auseinander. Sie begeben sich nicht nur dorthin, wo das Städtische nicht anzutreffen ist, in die Natur, sondern suchen in den letzten Jahren gerade jene Bezirke auf, in denen der städtische Puls schlägt. Sie funktionieren diese Räume mit ihren Körpern um, veranstalten gleichsam Körper- und Selbstdarstellungshappenings. In einer bisweilen elaborierten, offensiv und ostentativ angesetzten Dramaturgie der Selbstinszenierung nutzen sie die Zentren, um gebräunte, modisch gestylte, flanierende, fit und jugendlich stilisierte oder dagegen protestierende Körper vorzuführen und entsprechende Botschaften auszustrahlen.

In diesem Zusammenhang zeigt sich, daß die Straßen und Plätze der modernen Stadt nicht nur passiv, sondern auch aktiv mit Hilfe unterschiedlichster Bewegungs- und Explorationskünste wiederbelebt werden. Die Zentren sind damit zu einem Ort der Begegnung zwischen denjenigen geworden, die schnell und zielgerichtet im Rahmen städtisch gebundener Funktionsrollen Räume überwinden, und denen, die die Öffentlichkeit aufsuchen, um sich dort als Kommunikationsangebote besonderer Art zu installieren. Plötzlich werden die Plätze und Straßen wieder interessant; plötzlich wird klar, daß diese Orte selbst dann noch ein sinnvolles Erleben und Handeln ermöglichen können, wenn die Geschäfte geschlossen sind. Daß die urbanen Zentren mit Hilfe von City-Marathons zu Volksfesten genutzt werden, daß Menschen in ihnen laufen, Skateboard oder Fahrrad fahren, sich auf den Boulevards gemächlich bewegen, ihre Körper mit Genuß für die unterschiedlichsten Zwecke präsentieren, all dies sind wichtige Indikatoren für einen allgemeinen Prozeß: Der Körper wird in komplexen Gesellschaften nicht nur immer vehementer verdrängt. Er wird gleichzeitig reimportiert und auf eine bisweilen bizarre und nach Aufmerksamkeit heischende Art und Weise in das öffentliche Kommunikationspanorama eingespeist. Die Stadtkerne werden wiederentdeckt im Sinne einer Vermenschlichung eines ansonsten inhumanen Stadtkörpers.



Von einer umfassenden Rückeroberung der Großstädte durch den Körper kann insgesamt sicherlich nicht gesprochen werden. Was vielmehr zutrifft, ist der Umstand, daß jene Stätten erreicht und körperbezogen wieder ins Spiel kommen, die für eine bewußte Aktivierung des Körpers ursprünglich gar nicht vorgesehen waren, nämlich die Straßen, auf denen Autos rollen oder Menschen gehen. Dadurch, daß der Körper in körperdistanzierende Räume hineingebracht wird, verlieren diese nicht ihre genuin körperfeindliche Qualität. Die Wirtschaftsprozesse in der Innenstadt werden nicht dadurch körperbezogener, weil ein Laufen auf den städtischen Straßen üblich geworden ist oder Jugendliche sich auf ihren Skateboards zwischen Passanten durchschlängeln. Was an Gewinn hinzu kommt, ist vielmehr die *Gleichzeitigkeit und -räumigkeit von Körperverdrängung und Körperaufwertung in der urbanen Öffentlichkeit*.

Damit taucht in empirischen Details der gleiche Effekt am Fall der Stadt auf, den wir in allgemeinerer und abstrakterer Form in Kapitel I theoretisch beschrieben haben. Neben der Gleichzeitigkeit und -räumigkeit von Körperdistanzierung und -thematisierung zeigt sich eine *Simultaneität bezüglich der räumlichen Fluktuation*. Menschen gehen in Reaktion auf Urbanität sowohl aus der Stadt heraus – Stadtfucht – als auch in die städtischen Innenbezirke hinein, und zwar im Sinne einer Wiedereroberung körperverdrängender öffentlicher Räume.

Mit welchen Maßnahmen und Effekten Menschen gegen eine weitere Manifestation von Modernität opponieren, soll das folgende Kapitel vorführen: Ein typisches Kennzeichen entwickelter Industriegesellschaften ist die hohe Geschwindigkeit, mit der Personen durch den Raum bewegt und transportiert werden. Die Beschleunigung als temporale Signatur der modernen Gesellschaft beeinflusst das Erleben und Handeln auf allen Dimensionen der menschlichen Erfahrung. In der Sozialität ermöglicht sie eine höhere und schnellere Kontaktdichte, zeitlich bringt sie einen vielfältig nutzbaren Tempogewinn, sachlich eröffnet sie die Möglichkeit, daß der einzelne an unterschiedlichen Orten mehr Themen behandeln und Rollenobligationen erfüllen kann, als es in vormodernen Zeiten der Fall war. Nicht zuletzt hat das Verhältnis des Individuums zu seiner ökologischen Umwelt durch die für Geschwindigkeit notwendige Logistik und Technik – vornehmlich Auto und Straße – eine neue »Qualität« bekommen. In Reaktion auf die Rasanzen der Fortbewegung und die Folgen der technischen Ermöglichung von Schnelligkeit kommt es in der Phase fortgeschrittener Modernität zu einer weiteren paradoxen Gleichzeitigkeit, der von Langsamkeit und Schnelligkeit in der Fortbewegung. Was gerade die Langsamkeit mit Körperthematization und einer Restrukturierung der für die Moderne typischen Raumwahrnehmung zu tun hat, soll uns auf den nächsten Seiten beschäftigen.

### 3 Körperlichkeit, Langsamkeit und Fortbewegung. Zur Wiederentdeckung der Zwischenräume

In den schnellsten, technisch beschleunigten Personenbeförderungsmitteln unserer Zeit, nämlich in Flugzeug, Eisenbahn und Auto, wird der Mensch mit seinem Körper paradoxerweise ruhiggestellt. Der einzelne Passagier sitzt, schaut aus dem Fenster, liest ein Buch, unterhält sich mit seinem Nachbarn und steht höchstens einmal auf, um sich die Füße »zu vertreten« oder anderweitige Bedürfnisse zu regeln. Hier trifft zu, was kürzlich die »totale Trennung von Fahrzeug und Bewegung« genannt worden ist.<sup>30</sup> Die Schnelligkeit der Fortbewegung erlebt der Körper in der Tat relativ passiv. »Dem Abendland ist das Kunststück gelungen, die Fortbewegung zur Reglosigkeit einzustampfen, indem es die bewegungslosen Situationen verstärkt und dem Körper – durch den Sitz gezähmt – jede Bewegung genommen hat.«<sup>31</sup> Wer Spaß an einer körperlich erzeugten Fortbewegung hat, muß diese Schnelligkeitsmaschinen verlassen, auf Fahrrad, Skateboard oder Rollschuh umsteigen, oder seine unteren Extremitäten in Gang setzen bzw. in Bewegung bringen.<sup>32</sup>

Das Verhältnis des Menschen zum Raum hat sich im Verlauf des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses gravierend verändert. Drei Entwicklungseinflüsse scheinen von besonderer Bedeutung gewesen zu sein: Durch Technisierung, Motorisierung und Bürokratisierung bewegt sich der Mensch *erstens* in seinem Berufs- und Privatleben immer weniger aus eigenem Antrieb. Der moderne Mensch ist primär der sitzende Mensch. Die allgemeine Motorisierung der Fortbewegung durch das Automobil oder ähnliche Transportmittel hat *zweitens* dazu geführt, daß sich der Modus des Sich-Bewegens durch den Raum in den entwickelten Industriegesellschaften in Hinblick auf Dauer, Reichweite und Art gewandelt hat. Die Verbreitung des Fernsehens ermöglicht *drittens* das Eindringen in Räume, die jenseits des eigenen Horizontes liegen. Es kommt infolgedessen zu einer »optischen und akustischen Schrumpfung des Raumes«.<sup>33</sup> Die Welt jenseits

30 | Siehe Pascal Bruckner und Alain Finkielkraut, *Au coin de la rue, l'aventure*, Paris 1979 (deutsche Übersetzung: *Das Abenteuer gleich um die Ecke*, München, Wien 1981); zitiert nach der deutschen Übersetzung, S. 163.

31 | Siehe Ebenda, S. 164.

32 | Vgl. die Arbeiten von Paul Virilio, einem Theoretiker der Geschwindigkeit; ders., *Fahren, fahren, fahren ...*, Berlin 1978; ders., *Geschwindigkeit und Politik*, Berlin 1980. Zu den sozialen Kosten des industrialisierten Verkehrs siehe Ivan Illich, *Fortschrittsmythen*, Reinbek bei Hamburg 1983 (erstmalig 1978), S. 83ff; ebenso Karl-Heinrich Bette, *Gegenzeit und Re-präsentation. Zur Wiederentdeckung von Gegenwart und Langsamkeit in komplexen Gesellschaften*, in: Georg Anders (Red.), *Sport in der Krise der Industriegesellschaft*, Witten 1990, S. 35-58.

33 | Siehe Lenelis Kruse und Carl Friedrich Graumann, *Sozialpsychologie des*

der eigenen vier Wände kann im Wohnzimmer für eine Fremdbeobachtung versammelt werden.

Wo der Raum mit Hilfe technischer Geräte schnell überwunden wird, Menschen durch neuartige Verbreitungsmedien über weite Distanzen in Kontakt treten und miteinander kommunizieren können – ohne selbst physisch präsent zu sein –, kann Zeit eingespart werden. Was verlorengeht, sind bestimmte Wahrnehmungsmöglichkeiten bezüglich des Raumes, der hierbei überwunden wird. Der nur langsam durchquerte oder durchquerbare Raum erscheint in diesem Zusammenhang als der in seiner Integrität geschützte Raum. Der Aufwand, ihn ohne technische Hilfe, sozusagen *per pedes apostolorum*, zu überwinden, baut gleichsam eine Barriere auf, die eine allgemeine Aneignung verhindert. Nur wer bereit und in der Lage ist, Strapazen auf sich zu nehmen, kann über den bekannten Horizont hinaus-schreiten.<sup>34</sup>

Der verstärkte Rückgriff auf den Körper zum Zwecke der Fortbewegung verändert insofern nicht nur das Verhältnis des Menschen zur Reisezeit, sondern auch zum durchreisten Raum. Wo Schnelligkeit die Langsamkeit in der Fortbewegung ersetzt und weite Entfernungen infolgedessen in kürzester Zeit überwunden werden können, wird der Raum für die Wahrnehmung desjenigen, der ihn durch- oder überquert, zu einer amorphen, diffus vorbeihuschenden Masse, in dem das eine sich mit dem anderen vermischt. Ein Blick, der Kohärenz wahrnehmen will, muß sich permanent reorganisieren. Es ergibt sich eine mitfahrende Perspektive, die fortlaufend neu zu konstituieren ist. Die Erfahrung, daß der unmittelbar vor Augen liegende Raum zu einer undifferenzierten Einheit verschwimmen und das Auge nur in der Ferne feste Konturen finden kann, ist zunächst einmal höchst unwahrscheinlich. In der Geschichte der Menschheit konnte sie erst sehr spät gemacht werden. Die Entwicklung schneller Transportmittel im 19. Jahrhundert im Gefolge der Erfindung der Dampfmaschine hat diese Unwahrscheinlichkeit höchst normal werden lassen. In Gestalt der Lokomotive kommt es zu einer Substitution von Pferdekraft durch Dampfernergie. Die Fortbewegung wird ihrer organischen Fundierung beraubt. Sie wird schneller, kalkulierbarer, gleichförmiger, linearer und unabhängiger von äußeren Einflüssen.<sup>35</sup>

Raumes und der Bewegung, in: KZfSS, Sonderheft 20/1978, hg. von Kurt Hammerich und Michael Klein, S. 192f (hier S. 193).

**34 |** Zur Ökonomie der Verausgabung siehe Karl-Heinrich Bette, Risikokörper und Abenteuersport, in: Markus Schroer (Hg.) *Soziologie des Körpers*, Frankfurt a. M. 2005 (im Druck).

**35 |** Zur Neustrukturierung der Wahrnehmung infolge der technischen Entwicklung der Eisenbahn siehe Wolfgang Schivelbusch, *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*, München, Wien 1977.

Nachdem die Eisenbahn das Reisen zu Fuß oder in der Kutsche abgelöst und eine gänzlich neue Wahrnehmungsqualität bei der Durchquerung des Raumes hervorgebracht hatte, trat relativ schnell ein Gewöhnungseffekt sowohl im Hinblick auf die neue Reisetchnik als auch bezüglich der Sinneswahrnehmung ein. Was zunächst als Entsinnlichung und Denaturierung gewertet und kritisiert worden war, ging nach geraumer Zeit in die Alltagswahrnehmung der Menschen ein, wurde gewissermaßen psychisch integriert. Die Demokratisierung der Reise führte in dieser Hinsicht zu einer Kollektivierung der Raumwahrnehmung. Nur wer bei hohem Tempo auf Distanz zum durchquerten Raum gehen kann, zum Beispiel in einem Flugzeug, ist in der Lage, den Raum wieder zu betrachten – allerdings bei Verlust von Nähe und Detail. Demnach trifft keineswegs zu, daß »immer höhere [...] Geschwindigkeiten modernster Verkehrsmittel« dem Reisenden den »Eintritt in den Zustand einer weitgehenden Erblindung [verschaffen].«<sup>36</sup> Bezüglich des räumlichen Differenzierungsvermögens kommt es vielmehr zu einer Verschiebung vom Nahbereich zum Fernhorizont. Personen, die die Fortbewegungsgeschwindigkeit reduzieren, sich entsprechender Transportgeräte bedienen, korrespondierende Verkehrswege aufsuchen und eventuell den eigenen Körper zur Exploration des Raumes einsetzen, und damit Langsamkeit kultivieren, gewinnen Quantität und Qualität des Raumes zurück. Sie müssen Zeit investieren und etwaige körperliche Anstrengungen auf sich nehmen.

Die Form der Verkehrswege, die ein hohes Fortbewegungstempo zulassen, ist die *Gerade*. Autobahn und Schnellstraße sind Symbole und Artefakte der modernen Zeit. Sie ermöglichen hohe Geschwindigkeit. Wer hier langsam fährt, hält nicht nur den Verkehr auf, sondern gefährdet ihn massiv. Der Unwillen der Schnellen wendet sich dem zu, der den Raum langsam durchfährt bzw. ihn nur langsam durchfahren kann. Wenn Fortbewegungsmittel und Arbeitsgeräte der gemächlich operierenden agrarischen Zeit, z.B. Trecker oder Mähdrescher, mit den Objektivationen der auf Beschleunigung ausgerichteten Moderne zusammentreffen, entstehen Probleme eigener Art: Langsamkeit und Schnelligkeit stoßen im wahrsten Sinne des Wortes aufeinander. Der eine wird zur Gefahr für den jeweils anderen. Sich selbst beschleunigende Industriegesellschaften forcieren nicht umsonst die »Herrschaftsästhetik« der Geschwindigkeit in Gestalt der *Gerade*. Ihre lineare Gleichförmigkeit hat die Kurve als Symbol des Gemächlichen aus Stadt und Land weitestgehend vertrieben.<sup>37</sup>

**36** | Vgl. Ulrich Giersch, Der gemessene Schritt als Sinn des Körpers: Gehkünste und Kunstgänge, in: Dietmar Kamper/Christoph Wulf (Hg.), Das Schwinden der Sinne, a.a.O., S. 269. Vgl. auch Paul Virilio, *Fahren, fahren, fahren ...*, a.a.O., S. 22ff.

**37** | Vgl. Michael Winter, Die Schönheit der Medusa. Architektur und Herrschaftsästhetik, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, H. 1, 40. Jg., Januar 1986, S. 1-14.

Langsamkeit in der Fortbewegung vermittelt dem Beobachter jene sinnliche Qualität zurück, die bei hoher Durchquerungsgeschwindigkeit verlorengelassen, die *räumliche Aura*. Wenn moderne Transportmittel Distanzen verkürzen und der dazwischen liegende Raum technisch schrumpft, kann eine gemächliche Fortbewegung ihn folgerichtig – mit oder ohne Körperinsatz – revitalisieren. Der Raum wird visuell, haptisch und olfaktorisch erfahrbar. Die Verflüchtigung der Sinneswahrnehmung wird aufgehoben. Allerdings kann der Raum seine ästhetische Aura wiederum verlieren, wenn er massentouristisch erschlossen, gleichsam überrannt und in seinem vormaligen Zustand zerstört wird. Dies passiert in der Regel, wenn der Aufwand der Raumerschließung aus seinem engen körperlichen Bezug entkoppelt wird und die physische Leistungsfähigkeit des Erschließenden als intervenierende Variable die Authentizität der Landschaft und das Hier-und-Jetzt nicht mehr schützen kann. Der Berg, den Menschen per Gondel tagtäglich erfahren und erstürmen, verliert seine Aura, weil technische Hilfsmittel das Einmalige massenhaft aneignen helfen.<sup>38</sup>

Es ist insofern ein Privileg der langsamen Fortbewegung, Differenzen in der Nähe auszumachen und ästhetisch festzuhalten. Wer das Detail im Nahhorizont genießen oder in einer schnellbefördernden Gesellschaft die »feinen Unterschiede« (Bourdieu) pflegen und beweisen will, kann dies u.a. durch Gehen, Laufen, gemächliches Fahren oder Gleiten tun.<sup>39</sup> Mit der Verlangsamung der Fortbewegung geht der Versuch einher, die »Tötung«<sup>40</sup> dazwischen liegender Räume zu verhindern, diese vielmehr in ihrer Ganz-

**38 |** Der beschriebene Prozeß der Banalisierung des Raumes entspricht jenem Akt des Auraverlustes, der von Walter Benjamin im Hinblick auf das Kunstwerk und dessen technische Reproduzierbarkeit angesprochen wurde. Unter Aura versteht Benjamin die »einmalige Erscheinung einer Ferne, so nah sie sein mag.« Siehe Walter Benjamin, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, Frankfurt a.M. 1977 (erstmalig 1936), S. 15.

**39 |** Auf die Funktion des Gehens für die Aktivierung der Sinne hat bereits Benjamin in seinen Gedanken über Charles Baudelaire am Beispiel des Flaneurs in Paris der 40er Jahre des vorletzten Jahrhunderts hingewiesen. Vgl. Walter Benjamin, *Charles Baudelaire*, Frankfurt a.M. 1974, S. 52f; vgl. auch U. Giersch, *Der gemessene Schritt*, a.a.O., S. 261, 269; ebenso Hanns-Josef Ortheil, *Der lange Abschied vom Flaneur*, in: *Merkur*, 40. Jg., 1986, H. 1, S. 30-42. Zur Aufwertung des Gehens in den Städten siehe Dietrich Garbrecht, *Gehen. Plädoyer für das Leben in der Stadt*, Weinheim, Basel 1981. Als Beispiel für eine literarische Auseinandersetzung siehe Thomas Bernhard, *Gehen*, Frankfurt a.M. 1971. Nach dem Jogging erleben die Großstädte der USA gegenwärtig eine neue Körpermode, das sog. Speedwalking. Als gesundheits- und fitneßorientierte, nicht auf Langsamkeit und Schlendern abzielende Fortbewegungsform geht es nicht primär um einen Genuß der Aura urbaner Räume, sondern um Effektivität pro Zeiteinheit. Erst sekundär wird das Erlebnis Großstadt wichtig.

**40 |** Siehe Heinrich Heine, *Lutetia* 2, 1843, *Sämtliche Werke* Bd. 6, S. 360.

heit zu erhalten und für ein alternatives Erleben aufzubereiten. Als Beispiel für die Verweigerung, sich auf die Vernichtung des Raumes und die Demokratisierung der Reise einzulassen, kann der englische Ästhet John Ruskin genannt werden, der noch in der zweiten Hälfte des vorletzten Jahrhunderts, und insofern bereits unzeitgemäß, den europäischen Kontinent mit einer Privatkutsche bereiste.<sup>41</sup> Es stimmt nicht verwunderlich, daß die Heraufkunft des Automobils am Ende des 19. Jahrhunderts von der Oberschicht als Freiheitsgewinn gefeiert wurde. Der Gutbetuchte versuchte so der Demokratisierung des Reisens und der Vernichtung des Raumes durch die Eisenbahn zu entgehen. Aufgrund der breiten Streuung des Automobils über sämtliche soziale Schichten hinweg bedarf es heute subtilerer Modifikationen und eines Aufsuchens besonderer Räume, um das Gefühl von Freiheit, Einzigartigkeit, Konkretheit und Langsamkeit im erlebten Raum wiederzugewinnen. Für diesen Zweck darf nicht die schnelle, rastlose Zielerreichung im Vordergrund stehen, die in den letzten Jahren gleichzeitig auch gesteigert wurde.<sup>42</sup> Es geht um den Genuß des Entdeckens unbekannter Gegenden und Zwischenräume mit Hilfe untypischer, schnelligkeitsaversiver Transportgeräte oder Fortbewegungsformen, wie beispielsweise dem Trekking.

Off-Road-Fahrzeuge signalisieren und symbolisieren im Verhältnis zu den Schnelligkeitsvehikeln Langsamkeit und Naturtauglichkeit. Eine Reduktion der Geschwindigkeit entsteht im wahrsten Sinne des Wortes auf eine natürliche Weise. In bewußtem Verzicht auf die zivilisatorische Errungenschaft der Straße diktiert die Bodenbeschaffenheit des Geländes das Fortbewegungstempo. Diejenigen, die sich hier fortbewegen wollen, können dies nur langsam tun, weil die Räume, die sie aufsuchen, sich einer schnellen Überwindung widersetzen. Nicht die Gerade als Kennzeichen einer fortgeschrittenen gesellschaftlichen Modernisierung ist für die Off-Road-Fahrer von Bedeutung. Sie bevorzugen das Nicht-Zugängliche, Zugewachsene, Steinige und Steile. Die Aura außerurbaner Räume wird von ihnen aufgesucht – und zerstört, wenn die Aneignung massenhaft geschieht.

Interessanterweise hat die Off-Road-Bewegung inzwischen die Boulevards der Städte erreicht. Dies hat nicht nur etwas mit einem gesteigerten Bedürfnis nach demonstrativem Konsum zu tun. Es geht auch um das neuartige Erleben der Großstädte. Es ist nur logisch, wenn Menschen hierfür auf Transportgeräte zurückgreifen, die sich in anderen Räumen für ähnliche Intentionen bereits bewährt haben. Der Verkaufsboom offener Geländefahrzeuge, die meist nur in den Großstädten gefahren werden, macht

**41 |** Vgl. Rolf Sieferle, *Fortschrittsfeinde? Opposition gegen Technik und Industrie von der Romantik bis zur Gegenwart*, München 1984, S. 113.

**42 |** Zum Boom der schnellen Autos und zu den Konsequenzen des Temporauses siehe N.N., »Da verstümmelt sich eine Generation«, in: *Der Spiegel*, Nr. 25, 41. Jg., 15.6.1987, S. 88-107. Dies weist sehr deutlich auf die Gleichzeitigkeit von Schnelligkeit und Langsamkeit der Fortbewegung in komplexen Gesellschaften.

weiterhin darauf aufmerksam, daß sich die Suche bzw. Sucht nach distinguierenden Merkmalen bisweilen darin zeigt, daß Naturtauglichkeit im Sinne einer erfahrenen Kolonisierung des Raumes nach außen hin lediglich fingiert dargestellt, de facto aber nicht in Anspruch genommen wird.<sup>43</sup> Erstens erlaubt die bundesdeutsche Gesetzgebung keinen freien Zugang mit dem Auto zur Natur jenseits der Wege und zweitens käme ein Karosserieschaden, der bei Querfeldeinfahrten unweigerlich entstünde, angesichts von Sonderlackierungen und Spoilern sehr teuer.

Weiterhin: Natürlichkeit, Naturverbundenheit, Robustheit und Virilität werden mit Hilfe eines für reine Funktionszwecke konstruierten Gefährts über Mechanismen der nonverbalen Kommunikation nach außen hin projiziert. Die das Lebensgefühl steigernde Reise ist der Zweck, nicht die Ankunft oder die rasante, zeitsparende Überwindung bestimmter Räume.<sup>44</sup> Indem das Tempo reduziert und die Hektik der üblichen, stark frequentierten und übermotorisierten Verkehrswege gemieden werden, sollen – so beispielsweise die Protagonisten des Fahrradfahrens<sup>45</sup> – die Sinne freigesetzt werden. Der Körper ergeht, -läuft oder -fährt die Umwelt in einem gemächlichen Tempo und das Bewußtsein leitet hieraus außeralltägliche, bisweilen rauschhafte Erlebnisse ab.

Eine alternative Form des Genießens in einem mittleren Bereich der Geschwindigkeit bietet das offene Auto, das Cabrio, das gegenwärtig – seit Anfang der 80er Jahre – hohe Verkaufserfolge erzielt, und zwar trotz erhöhter Personengefährdung bei einem Unfall. Wer ein Cabrio mit geöffnetem Verdeck fährt, flaniert gewissermaßen per Auto über den städtischen Boulevard oder die Landstraße. Das Auge kann den durchfahrenen Raum wahrnehmen, durch die Landschaft schweifen oder die Gesichter der Mitmenschen auf Bewunderung hin analysieren. Zudem eröffnet sich die alternative Möglichkeit, die Umwelt per Nase und Ohr neu zu entdecken. Derartige Ohr- und Sehreisen funktionieren nur bei niedrigen Geschwindigkeiten unter 100 Stundenkilometer. Bei schnellerer Fahrweise nehmen die Geräusche zu und es wird empfindlich kalt und zugig. Der Körper muß nun entweder

**43 |** Die Allradwelle, die in diesem Zusammenhang in einem allgemeineren Sinne zu nennen ist, hat nicht nur etwas mit dem Fluktuationsbedürfnis der Fahrzeugindustrie, der Vorbildfunktion von Sportwagen bestimmter Allradautos und einem gestiegenen Sicherheitsbedürfnis der Menschen zu tun. Es geht auch um das Prestigedenken von Käufern, die bestimmte Statussymbole entdecken und als Bestandteile eines gepflegten Lebensstils in ihre Habitusdarstellung integrieren. Der Nutzen dieser Fahrzeuge mißt sich weniger im Sinne eines positiveren Fahreffekts für den Alltag als vielmehr zugunsten eines bewußt nach außen gerichteten Konsumstils, der Individualität und Geschmack beweisen soll.

**44 |** Zum Reisemotiv vgl. Gert Mattenklott, *Der übersinnliche Leib*, a.a.O., S. 163ff; vor allem Kap. IV »Die Wandlung des Reisenden«, »Vorgestellte Reisen – Reisevorstellung«.

**45 |** Vgl. Karl Riha (Hg.), *Das Radfahrbuch*, Darmstadt/Neuwied 1985.

verpackt oder das Verdeck geschlossen werden. Fahrtwind, Fahrgeräusche, das Ziehen in der Nackenmuskulatur und die nicht durch ein Verdeck behinderte Nähe zum Raum werden ansonsten als Freiheitsmythen hochstilisiert – um dann von einer hierauf spezialisierten Industrie durch das Angebot entsprechender Konsumgüter umgesetzt und banalisiert zu werden.<sup>46</sup> Wo Stadt und Land von jedermann erschlossen bzw. erfahren werden können, ziehen nicht wenige ihren »Thrill« aus dem Umstand, *wie* sie ihre Umgebung erschließen. Fahrerlebnisse können bisweilen Rauscherlebnisse sein. Letztere lassen sich durch Hochgeschwindigkeit herstellen, musikalisch untermalen und provozieren oder, um bei unserem Beispiel zu bleiben, durch die für Cabrios typische Synthese von Langsamkeit, Fahrtwind, Geräuschkulisse und Raumerleben sensuell produzieren.

Eine hautnahe Erlebnisqualität, die ihre Potenz auf der Basis eines langsamen und genießerischen Dahinrollens auf wenig benutzten Landstraßen gewinnt, kommt in der Easyrider-Ballade Ende der 60er Jahre und in der literarischen Aufarbeitung und zenbuddhistischen Anreicherung dieses Themas durch Robert M. Pirsig zum Ausdruck.<sup>47</sup> In einem Mythos der

**46 |** Daß es seit einigen Jahren zu einer Renaissance des offenen Gefährts gekommen ist, ist mitunter auch eine Reaktion auf die egalisierenden Wirkungen durch aerodynamische Konturierungs- und Stilisierungserfordernisse. Die Autos nähern sich einander in ihrem Aussehen immer mehr an. Die Verpflichtung, möglichst geringe Luftwiderstandswerte zu erreichen, konfektioniert und demokratisiert das Aussehen. Wer beispielsweise einen fiktiven, tatsächlich nicht vorhandenen Status in die Öffentlichkeit hineinprojiziert oder ein bereits erreichtes Berufsprestige über Autobesitz abstützen und der »Banalität der allgemeinen Aneignung« (Bruckner und Finkelkraut) entgehen will, hat die Wahl zwischen exklusiven, prestigeträchtigen Nobelkarossen, Hochgeschwindigkeitsgeräten, die aufgrund ihrer Preise eine gewisse Exklusivität garantieren, oder auch offenen Autos. Die unzeitgemäße Wiederbelebung des Cabrios ist insofern ein Indikator für unter Druck geratene Distinktions- und Individualisierungsbedürfnisse. Die Wahl eines offenen, der ursprünglichen Funktion enthobenen Autos indiziert kollektive Absetzversuche von einem bisweilen für »Massengesellschaften« typischen Egalitarismus, dem der einzelne allerdings nur bedingt entweichen kann. Wer eine individuelle Note beweisen und Distinktion pflegen will, restauriert oder kauft heute alte Autos, die knapp sind und auf einer Massenbasis nicht mehr zur Verfügung stehen und somit nicht mehr von jedermann appropriiert werden können. Die Auto- und Zubehörindustrie hat diesen Markt inzwischen auch schon entdeckt. Zum eskalierenden Zirkel zwischen Individualitätsbeweis und gesellschaftlicher Kollektivierung siehe unübertroffen Stanley Cohen und Laurie Taylor, Ausbruchversuche. Identität und Widerstand in der modernen Lebenswelt, Frankfurt a.M. 1977.

**47 |** Siehe Robert M. Pirsig, *Zen and the Art of Motorcycle Maintenance*, New York 1974. Zur Vereinfachung von Technikzusammenhängen zum Zwecke der Selbstorganisation und Autonomiesteigerung vgl. auch John Muir, *How to keep your Volkswagen alive*, Santa Fe, New Mexico 1969.



langen Reise, des Raumerlebens, Abenteuers und der Selbstsuche werden die »Errungenschaften« der westlichen Zivilisation hinterfragt.<sup>48</sup> Die einfache Wartung eines Motorrads wird zu einem Akt, zu einem Bewährungserlebnis, das das Dual Subjekt-Maschine aufheben und miteinander versöhnen soll, damit die Landstraße als Symbol der Fortbewegung und individuellen Freiheit befahren und der Raum wiederentdeckt werden können.

Die Straße ist nach dem Niedergang des Western-Genres zu einem klassischen und vielfach variierten Thema der Filmkunst geworden. In den sog. »Road movies« werden Träume und Hoffnungen vom permanenten Unterwegssein, von Aufbruch, Abenteuer, räumlicher Weite und permanentem Ungebundensein mit Geschwindigkeits-, Flucht- und Verfolgungsmythen gemischt und aufeinander bezogen. Autos, Motorräder und andere Kultobjekte der modernen Zivilisation werden auf den Straßen durch Rocker, Hippies, Streetfighter, Trucker, Karambolagefahrer und postnukleare Survival-Freaks als zentrale Bezugspunkte des Handelns in Szene gesetzt. Sie ermöglichen eine schnelle Fortbewegung gegenüber denjenigen, die zum Stillstand verurteilt sind. Auf den Straßen kann man ins Nirgendwo entfliehen, wenn Langeweile, Frust und gesellschaftliche Konventionen die individuelle Freiheit einengen und bedrohen. Dem geordneten, institutionell gesicherten Leben wird antithetisch die Ruhelosigkeit »on the road« entgegengesetzt.<sup>49</sup>

Die äußere Form der hier propagierten Motorräder, die in Insider-Kreisen als »Chopper« bezeichnet werden, signalisiert sehr eindeutig, worum es den Fahrern eigentlich geht. Nicht der nach vorne, an den Tank geschmiegte, dem Fahrtwind möglichst wenig Widerstand bietende Körper, sondern der bequem sitzende, nach hinten gelehnte und die Arme lang nach vorn streckende Fahrer kommt auf einem Chopper zu seinem Recht. Geschwindigkeitsfetischisten beklagen die ungünstige aerodynamische Fahrhaltung, den langen Radabstand und die ungünstige Kurvenlage, vergessen dabei aber, daß Langsamkeit und Raumerfahrung bewußt angestrebt und durch entsprechende Veränderungen an der Maschine auch ermöglicht werden. Nur in einer entspannten Sitzposition kann der Blick in die Umgebung schweifen. Die Augen werden nicht, wie in der windschlüpfriegen Position des Schnellfahrers, auf ein schmales Straßenband vor der Maschine fixiert. Rauschhafte Erfahrungen werden mit Choppern nicht durch Geschwindigkeit, sondern durch Gemächlichkeit und ein gerades,

**48 |** Zur literarisch-autobiographischen Aufarbeitung eines ähnlichen Themas vor der Kulisse des Nachkriegsamerika der 50er Jahre – wirtschaftlicher Aufschwung, erhöhte horizontale Mobilität, sekundäre Urbanisierung, kalter Krieg und puritanische Moral – vgl. Jack Kerouac, *On the road*, New York 1957.

**49 |** Vgl. Adolf Heinzlmeier, Jürgen Menningens und Berndt Schulz, *Road movies. Action-Kino der Maschinen und Motoren*, Hamburg, Zürich 1985.

den Blick freisetzendes Sitzen ermöglicht.<sup>50</sup> Nicht das schnelle Ankommen ist wichtig, sondern der Prozeß des Fahrens und des räumlichen Erlebens steht im Vordergrund. In einer Zeit, in der Windschnittigkeit und Fahrökonomie bei den Personentransportmitteln oberste Gebote sind, repräsentieren Chopper der oben beschriebenen Art Unzeitgemäßes und Gegenmodernes.

Bei der räumlichen Exploration muß es sich nicht unbedingt um Räume jenseits der Städte handeln. Gerade die Städte werden gegenwärtig im Sinne einer Wiederentdeckung der Aura urbaner Zwischenräume aufgesucht. Auf den Rausch als Ergebnis des langsamen Schlenderns in den städtischen Binnenräumen verwies bereits Baudelaire in seinen Gedanken zur psychischen Wirkung des großstädtischen Lebens. Dem Dichter der »modernité«, der den aus der langweiligen Alltäglichkeit ausgebrochenen Flaneur in den Pariser Passagen entdeckte und ihm ein literarisches Denkmal setzte, war die Rauschkomponente des langsamen Gehens und genüßlichen Beobachtens im Trubel der Großstadt durch Eigenerfahrung aufgefallen. Als Mitglied des »Club des Haschischins« hatte er zudem Vergleichsmöglichkeiten. Walter Benjamin machte in seiner Baudelaire-Studie ebenfalls auf den Rauscheffekt des Flanierens in einer großen Menschenmenge aufmerksam: »Die Menge ist nicht nur das neueste Asyl des Geächteten; sie ist auch das neueste Rauschmittel des Preisgegebenen. Der Flaneur ist ein Preisgeber in der Menge. Damit teilt er die Situation der Ware. Diese Besonderheit ist ihm nicht bewußt. Sie wirkt aber darum auf ihn nicht weniger. Sie durchdringt ihn beseligend wie ein Rauschgift, das ihn für viele Demütigungen entschädigen kann. Der Rausch, dem sich der Flanierende überläßt, ist der der vom Strom der Kunden umtosten Ware.«<sup>51</sup>

**50 |** Zur Bedeutung von Geschwindigkeit, Männlichkeit, Motorrad, Musik und Gruppe als Kernelemente subkultureller Systembildung am Beispiel der englischen Rocker-Szene vgl. Paul Willis, »Profane Culture«. Rocker, Hippies. Subversive Stile der Jugendkultur, Frankfurt a.M. 1981 (erstmalig 1978). Zur Aneignung des Motorrollers als Identitätssymbol durch die sog. »Mods« (Teenager der englischen Arbeiterklasse) siehe Dick Hebdige, Die Bedeutung des Mod-Phänomens, in: John Clarke u.a. (Hg.), Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen, Frankfurt a.M. 1981 (erstmalig 1979). Siehe hierzu die Rockoper »Quadrophenia« von Peter Townsend (»The Who«).

**51 |** Siehe W. Benjamin, Charles Baudelaire, a.a.O., S. 53/54. Auch Benjamin wußte, wovon er sprach. Wie sensibel und phantasievoll er die städtische Umwelt seiner Kindheit wahrnahm, kann nachgelesen werden in: ders., Berliner Kindheit um Neunzehnhundert, Frankfurt a.M. 1986 (erstmalig 1950). Auch Benjamin hatte, wie viele andere Künstler und Schriftsteller vor und nach ihm, Erfahrungen mit Drogen. Vgl. hierzu Reiner Dieckhoff, Rausch und Realität – Drogen und Literaten, in: Gisela Völgel (Hg.), Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich, Köln 1981, S. 404-425. Vgl. auch Wolfgang Schivelbusch, Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft.

Nicht nur die soziale Erfahrung des einzelnen in der Menge, so ließe sich ergänzen, führt zu Erlebnissen der geschilderten Art. Auch die Wahrnehmung der langsam durchschrittenen Räumlichkeit kann vergleichbare Effekte hervorrufen, zumal wenn der Raum belebt ist und sich so in seiner Erfahrungsqualität permanent verändert.

Daß einunddieselbe Fortbewegungsform (Gehen oder Laufen) auch für eine schnellstmögliche Distanzüberwindung nutzbar ist, zeigt der moderne Sport. Das sportspezifische Moment der Überbietung, das im Motto der olympischen Bewegung zum Ausdruck kommt – *citius, altius, fortius* –, ist nicht, zumindest was den Wettkampf angeht, auf das Erleben von Raum und Nahhorizont ausgelegt. Ganz im Gegenteil. Die Zielerreichung und/oder die Prozeßbewertung dominieren eindeutig vor dem Prozeß- und Raumerleben, auch wenn die subjektive Erfahrungskomponente im Hochleistungssport von seinen Verteidigern in den Vordergrund gestellt wird.<sup>52</sup>

Dieses Kapitel konnte einen weiteren Aspekt unseres Generalthemas von der Gleichzeitigkeit des Gegensätzlichen und Paradoxen verdeutlichen. In Reaktion auf die Bedrängung und Beschädigung von Mensch und Körper durch die moderne Gesellschaft kommt es zu einer Betonung widersprüchlicher Prozeßtempi. Schnelligkeit und Langsamkeit in der Fortbewegung werden simultan gesteigert und erzeugen eine Resonanz, die in den neuen sozialen Bewegungen mit der Bejahung oder Ablehnung der Moderne und deren Folgen einhergeht. Nicht umsonst fordern diejenigen, die politisch für ein Null-Wachstum der Ökonomie eintreten, auch eine Drosselung des Fortbewegungstempos auf den Straßen.

Ein neues Kapitel soll die bisherige Argumentation ergänzen. Die folgenden Beispiele lassen sich, auch wenn sie auf den ersten Blick als exotische, scheinbar isolierte Phänomene verschiedener Lebenswelten erscheinen, auf die uns interessierende Relation von Körperlichkeit und Modernität direkt beziehen. Es zeigt sich, daß nicht nur die physisch-organische Umwelt des Menschen als Fluchtpunkt angesteuert werden kann. Auch am *Stadtkörper* als einer zentralen Manifestation von Modernität lassen sich Spuren hinterlassen und Thematisierungsversuche plazieren, um dem menschlichen Erleben und Handeln neue und alternative Erfahrungsdimensionen zu vermitteln. Die Materialitäten der Stadt in Gestalt von Gebäuden, Plätzen, Verkehrswegen und Monumenten eignen sich in besonderer Weise, um eine Bejahung von Fortschrittsgedanken auszudrücken oder um Oppositionssignale abzustrahlen.

Eine Geschichte der Genußmittel, Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1985 (erstmalig 1980), S. 217ff.

52 | Vgl. beispielsweise Hans Lenk, Leistungssport: Ideologie oder Mythos? Stuttgart u.a. 1972; ders., Die achte Kunst, Osnabrück 1985, S. 85ff.

#### 4 Stadtkörper und Öffentlichkeit. Zur Wiederbelebung urbaner Zentren durch Malls und Graffiti-Kommunikation: ein Exkurs

Durch die Zergliederung der Stadtlandschaft nach funktionalen Gesichtspunkten ist es in den Großstädten zu einer räumlichen Trennung von Wohnort und Arbeitsplatz gekommen. Die Gebiete, in denen die Mehrzahl der Menschen jenseits ihrer Arbeitsverpflichtungen lebt, sind, da die Innenbezirke zu den knappen und teuren Gütern gehören, an die Peripherie gedrängt worden. Gewachsene Lebenswelten, z.B. alte Viertel, wurden oftmals wegsaniert.<sup>53</sup> Die Stadtkerne stellen insofern Gebilde dar, die in erster Linie nach den Steigerungsüberlegungen von Handel, Verkehr, Verwaltung und Konsum strukturiert wurden. Eine derartige räumliche Segmentierung urbaner Räume, wie sie in der Bundesrepublik nach den Zerstörungen des 2. Weltkrieges entstanden ist, blieb in einer Zeit, in der eine »neue Sensibilität« im Sinne einer Suche nach überschaubaren, entdifferenzierten Lebenszusammenhängen gefordert wurde, nicht ohne Kritik. Das von Mitscherlich unter der einprägsamen Leitformel von einer »Unwirtlichkeit unserer Städte«<sup>54</sup> auf den Begriff gebrachte Unbehagen führte zu Wiederbelebnungsversuchen, die sich in der Schaffung von verkehrsfreien Fußgängerzonen, in der Sanierung von Altstadtgebieten und in der Errichtung großer Parkhäuser niederschlugen. »Dem (gemeint ist der Versuch, Einkaufserlebnisse zu schaffen, KHB) dienten die in den Zentren geschaffenen Abwechselungen zwischen Einkauf und Verweilen, eine Mischung von Mode-, Restaurant-, Imbiß- und Warenhauskultur. Dabei bediente man sich der traditionellen Orientierung an den städtischen Mittelpunkten von Kirche, Rathaus, Platz und Kreuzung, die nun, den neuen Anforderungen angepaßt, wieder als markante visuelle Objekte hervorgehoben und städtebaulich betont werden.«<sup>55</sup>

Daß Öffentlichkeit nicht nur durch die körperbezogenen Thematisierungsversuche von Menschen, sondern auch durch architektonische und

**53 |** Aus der jugendlichen Stadtpopulation erwuchs in diesem Zusammenhang einer Ökonomisierung der Altbaugebiete ein großes Protestpotential. Die Besetzung leerstehender Häuser war in vielen Städten nicht nur die Konsequenz einer bestimmten Wohnungsbaupolitik, sondern auch Ausdruck eines für die Jugendkultur spezifischen gegenmodernen Bewußtseins, das sich gegen zentrale Aspekte der Modernität richtete, beispielsweise gegen die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit, die Konstruktion der neueuropäischen Familie und die technische Zivilisation insgesamt. Vgl. Peter L. Berger, Brigitte Berger, Hansfried Kellner, Das Unbehagen in der Modernität, a.a.O., S. 173ff.

**54 |** Siehe Alexander Mitscherlich, Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt a.M. 1965.

**55 |** Siehe Hanns-Josef Ortheil, Der lange Abschied vom Flaneur, in: a.a.O., S. 40.

städtebauliche Maßnahmen – infolge von wirtschaftlichen und kommunalpolitischen Überlegungen – partiell in die urbanen Zentren zurückgebracht werden kann, um diese zu revitalisieren, läßt sich am Beispiel der sog. Malls, Einkaufspassagen, verdeutlichen. Der strukturellen Verknappung einer nutzbaren Öffentlichkeit, wie sie infolge der städtischen Modernisierung zu verzeichnen ist, wird durch die künstliche Herstellung öffentlicher Räume selektiv gegengesteuert. In diesen »schattigen Wegen« läßt sich Öffentlichkeit während des ganzen Jahres genießen. Weder Straßenverkehr noch Wetter können als Störgrößen Einfluß auf diese Binnenräume ausüben.

Die auf verschiedenen Ebenen angelegten Kaufhäuser, Einzelhandelsgeschäfte und Verweilräume können jederzeit mit Hilfe von Rolltreppen, transparenten Fahrstühlen und Treppen betreten werden. Da das Klima künstlich erzeugt und kontrolliert wird, lassen sich attraktive Möglichkeiten für Besucher und Konsumenten schaffen. Kaufinteressen können wirksam stimuliert werden. Eine exklusive, das Auge ansprechende Architektur sorgt für einen sozial entspannten, das öffentliche Leben früherer Zeiten fingierenden Erlebnisraum. Die räumliche Massierung von Geschäften, Cafeterias, Ruhezonen, Kinos etc. ermöglicht nicht nur, daß der einzelne auf der Grundlage einer Indifferenz zu äußeren Umweltbedingungen einkaufen und durch verschiedene Kaufmärkte schlendern und flanieren kann. Er kann hierbei sehen und gesehen werden. Die Unwahrscheinlichkeit von Natur wird in dieser aseptischen Szenerie mit Hilfe fortschrittlicher Technik in Gestalt von Wasserfällen, umpflanzten Springbrunnen und künstlichem Rasen wahrscheinlich gemacht. Die Außenwelt wird in die Innenwelt hineingezogen. Das Interieur expandiert, wird ästhetisiert und vermittelt dem Betrachter eine modernistische Aura.

Derartige Räume ermöglichen es, daß man die Intimität und – bisweilen – die Langeweile privater Situationen verlassen und in eine ungefährliche, kalkulierbare und räumlich überschaubare Öffentlichkeit eintauchen kann, ohne allerdings dazu gezwungen zu werden, die Distanz zu den Mitmenschen aufgeben und in Kontakt treten zu müssen. Die modernen Einkaufszentren sind als Enklaven der Öffentlichkeit in zunehmend entöfentlichten Großstädten zu werten – Inseln, in denen die Fiktion von einer gemeinsam erlebten Öffentlichkeit individualisierter Akteure durch die Multifunktionalität kaufstimulierender Einrichtungen glaubhaft und erlebbar inszeniert wird. Die Intimität der vorindustriellen Nachbarschaft kann zwar nicht hergestellt, aber zumindest verkürzt angedeutet oder, wie es in einigen US-amerikanischen Malls der Fall ist, imitiert werden. Die alten Stadtteile berühmter Städte – z.B. Bostons Beacon Hill – werden mit Hilfe von Plastik, Holz usw. nachgebaut und räumlich integriert. Die Vergangenheit wird mit einem nostalgischen Interesse in die Gegenwart projiziert, um Kaufmotivationen freizusetzen.

Durch die Synthese von sozialer Nähe, allgemeiner Zugänglichkeit, Transparenz, Marktatmosphäre, ästhetisierter Architektur und importierter

Natur werden, und dies hält den Reproduktionsprozeß dieser Malls in Gang, konsumorientierte Gefühle freigesetzt, die die Umsätze ansteigen lassen. Die Straße und der Marktplatz als traditionelle Räume des Palaverns und Kaufens, die mit Heraufkunft der modernen Gesellschaft die sozialintegrative Funktion des Sich-Treffens und -Austauschens weitgehend verloren hatten, werden in den Malls – entmotorisiert – als Bindeglieder zwischen den einzelnen Ebenen und Geschäften reaktiviert. Die Öffentlichkeit der Malls eignet sich auf eine besondere Weise für die Funktionserfordernisse eines kapitalistisch orientierten Marktes. Die ständige Abwechslung und das exklusive Angebot sorgen für einen schnellen Warenumsatz. In entwickelten Industriegesellschaften, die gerade ihre Stadtkerne unter dem Primat ökonomischer Rationalitätsgesichtspunkte saniert und damit auch entvölkert haben, ist es nur folgerichtig, wenn der in Gestalt moderner Einkaufspassagen betriebene Versuch einer Revitalisierung der Stadtkerne wirtschaftlich motiviert ausfällt. Nachdem die Verbrauchermärkte aufgrund der innerstädtischen Bodenpreise an die Stadtränder abgewandert waren und erhebliche Umsatzeinbußen in den Zentren hervorgerufen hatten, sollen Malls das verlorengegangene Terrain zugunsten der Citys zurückerobern.

Die Durchsichtigkeit der Läden, ihre aufeinander abgestimmte Auswahl und Organisation stimulieren die Bedürfnisse des Sehens, Sich-Zeigens und Besitzen-Wollens. Transparenz und allgemeine Zugänglichkeit werden zu einem öffentlichkeitsgenerierenden Prinzip, das selbst die Fahrstühle erfaßt. In den modernen Malls fährt man nicht in einem engen, dunklen Fahrstuhlschacht, abgeschottet von der Außenwelt. Die potentiellen Käufer werden vielmehr öffentlich in langsamer Fahrt an den inneren Strukturen der Malls empor- bzw. hinabtransportiert. Mit einem freien Blick in den lichtdurchfluteten Innenraum – bei gleichzeitiger Beobachtbarkeit der gläsernen Fahrstuhltrapfen von außen – können die einzelnen Ebenen erreicht und begangen werden.<sup>56</sup> Das Glas hilft dabei, den Innenraum der Malls durchsichtig einzurahmen. Die innere Öffentlichkeit wird erschließbar: vollklimatisiert, ohne Wärmeverlust und meist in einem futuristischen Ambiente, das die Malls individualisiert und aus der Anonymität der umgebenden Wolkenkratzer heraushebt. Nicht nur der menschliche Körper wird in den Binnenräumen der Malls sichtbar gemacht. Auch der Baukörper wird in seinen Strukturen visualisiert und skelettiert.

Die Außenwelt ist durch überglaste Passagen und Übergänge erreichbar.<sup>57</sup> Die Malls stellen eigene, abgeschottete Funktionsräume dar. Die Ar-

**56** | Vgl. Esther Gallwitz (Hg.), Chicago. Die Stadt der Superlative, Frankfurt a. M. 1985, S. 138ff.

**57** | In der Bundesrepublik erlebt gegenwärtig die Berliner Glasarchitektur der Jahrhundertwende eine Wiedergeburt in Gestalt überglaster Einkaufspassagen, Wohnstraßen und Innenhöfe – nicht nur, um die Innenstädte zu beleben, sondern um Energie zu sparen. Vgl. Joachim Glässel, Städtische Sonnenräume, Berlin 1985.

chitektur wird, so zeigen diese Einrichtungen, zu einer wichtigen Bedingung der Möglichkeit einer Wiederbelebung großstädtischer Binnenräume. Durch das Ambiente dieser Einkaufspassagen bekommt zudem die Ware eine neue Qualität. Der Luxus der Malls fährt gleichsam in sie hinein und lädt sie ästhetisch auf.

Der Erfolg der Malls in den Metropolen, die in den letzten Jahren aus den Vororten wieder in die Stadtzentren hineingebracht worden sind, indiziert, daß diese mit Hilfe einer neuartigen, dennoch auf altbewährte Muster zurückgreifenden Bauidee in der gegenwärtigen Phase fortgeschrittener Modernität wieder interessant gemacht werden können. »Shopping Center« sind zunächst eine Erscheinungsform der Stadtrandzonen.<sup>58</sup> Die Mehrzahl von ihnen liegt entlang der städtischen Ausfallstraßen – mit genügendem Parkraum für die motorisierten Kunden und leichtem Zugang zu den verschiedenen Einkaufsflächen. Entgegen den älteren Einkaufszentren (in den USA seit 1925) enthalten die neueren, die sog. Plazas, nicht nur Einzelhandelsgeschäfte, sondern auch öffentliche und private Dienstleistungseinrichtungen.

Nach den in den letzten Jahren gemachten Erfahrungen mit einem Überhandnehmen des innerstädtischen Autoverkehrs, einem Rückgang der dortigen Einzelhandelsgeschäfte und einer Ausweitung des tertiären Sektors versuchen Städteplaner mit Hilfe von Malls eine »Neuordnung des Funktionsbesatzes«<sup>59</sup> durchzusetzen. Gegenüber den Einkaufszentren der Vorstädte zeichnen sich diese Komplexe sowohl durch die Qualität und Quantität ihres Warenangebotes als auch durch ihre architektonische Formgebung aus, die soziale Überlegungen durchsetzen helfen sollen.

Es fällt auf, daß derartige Einrichtungen keineswegs eine Erfindung des späten 20. Jahrhunderts sind, sondern nur das aufgreifen und verfeinern, was in Reaktion auf Verstädterung, Geldwirtschaft und Arbeitsteilung in der Zeit des Frühkapitalismus bereits zu baulichen Neuerungen geführt hatte. Malls sind modernisierte Folgeprodukte jener mit Luxuswaren ausge-

Vgl. hierzu die Diskussion um die sog. postmoderne Architektur, in der der Mensch, nach den Erfahrungen mit der Gigantomanie in der modernen Architektur der 60er und 70er Jahre (Beispiele: das Märkische Viertel in West-Berlin; Köln/Chorweiler), mit seinen Bedürfnissen nach Intimität, Behaglichkeit und Überschaubarkeit kompensatorisch wieder zu seinem Recht kommen soll. Materialien wie Beton, Glas, Aluminium und Stahl werden durch eine umfangreiche Begrünung kontrastiert und enthärtet. Wohnungen, Büros, Ladengeschäfte etc. werden miteinander verbunden, ohne funktionell zu stören. Vgl. Jürgen Habermas, *Moderne und postmoderne Architektur*, in: ders., *Die neue Unübersichtlichkeit*, Frankfurt a.M. 1985, S. 11-29.

**58** | Siehe H. Blume, *USA. Eine geographische Landeskunde*, Bd. 1. *Der Großraum im strukturellen Wandel*, o.A., S. 185f; vgl. auch Theodor Leuenberger und Rudolf Schilling, *Die Ohnmacht des Bürgers. Plädoyer für eine nachmoderne Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1977, S. 58ff.

**59** | Siehe H. Blume, a.a.O S. 179.

statteten Einkaufspassagen, die in den 20er und 30er Jahren des vorletzten Jahrhunderts als Antwort auf die in den europäischen Großstädten – vornehmlich Paris, London und Mailand – empfundene Unwirtlichkeit gebaut worden waren. Die Pferdekutschen waren zu jener Zeit sehr laut und hatten die Fußgänger von den beengten Straßen verdrängt. Die Gesellschaft begann, die psychische Innenwelt in zunehmendem Maße durch die Herstellung von Intimität und Individualität zu strukturieren.<sup>60</sup> In den überdachten, mit Geschäften gefüllten, mit Gaslaternen bis in die späte Nacht beleuchteten, nur für Fußgänger vorgesehenen und deswegen auch leisen Passagen konnten gleichsam die Überschaubarkeit und Intimität der eigenen vier Wände in der Öffentlichkeit nachempfunden werden.<sup>61</sup> Hier konnten sich Menschen untereinander vermischen, ohne sich wirklich nahe zu kommen. Die modernen Malls knüpfen an diese Leistungen der alten Passagen an.

In ihnen feiert die Gemächlichkeit, der Genuß des langsamen Gehens und Beobachtens eine Renaissance. Hier, wie in den verkehrsfreien Zonen der Stadtzentren, kommt der moderne Flaneur mit seinem suchenden, genießenden und alles abklopfenden Blick in der ansonsten dahinrastenden Menschenmenge auf seine Kosten.<sup>62</sup> Sein langsames, müßiggängerisches Dahinschlendern ist Reaktion auf das Tempo einer sich dynamisch entwickelnden und gerade die urbanen Zentren beeinflussenden Moderne. Die Wiederentdeckung der Langsamkeit in den Einkaufspassagen, in denen das lustvolle, rauschhafte Verweilen und das Gehen bewußt eingeplant worden sind, ist ein Reflex der Hektik der Städte, des Gewühls von raumüberwindenden, zeitknappen, nicht genießenden Passanten.

Insofern gilt für den modernen Flaneur in den Malls, was Benjamin für die Pariser Passagen des 19. Jahrhunderts konstatierte: »Müßig geht er (der Flaneur, KHB) als eine Persönlichkeit; so protestiert er gegen die Arbeitsteilung, die die Leute zu Spezialisten macht. Ebenso protestiert er gegen deren Betriebsamkeit. Um 1840 gehörte es vorübergehend zum guten Ton, Schildkröten in den Passagen spazieren zu führen. Der Flaneur ließ sich sein Tempo von ihnen vorschreiben. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte

**60** | Vgl. Richard Sennett, *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens*, Frankfurt a.M. 1983 (erstmalig New York 1977), S. 25f.

**61** | Vgl. die aufschlußreiche Analyse des Flaneurs von Walter Benjamin, in: ders., *Charles Baudelaire, a.a.O.*, S. 33f; ebenso ders., *Das Passagen-Werk* Bd. 1 und 2, Frankfurt a.M. 1982.

**62** | Claus-Dieter Rath sieht einen »mentalen Flaneur« heutzutage vor dem Bildschirm sitzen. Indem dieser, in seinem Sessel fixiert, mit Hilfe der elektronischen Senderwahl zwischen den einzelnen Programmen hin und her springen würde und sich von den vielen verschiedenen Bildern »umspülen« ließe, könne er jenen Reiz empfinden, den der Flaneur des 19. Jahrhunderts auf den Boulevards und in den Passagen gesucht hatte. Siehe ders., *Die öffentliche Netzhaut: Das fernsehende Auge*, in: Kamper/Wulf (Hg.), *Das Schwinden der Sinne*, a.a.O., S. 70.



der Fortschritt diesen pas lernen müssen.«<sup>63</sup> Langsamkeit ist in den Passagen sozial legitimiert. Außerhalb dieser Funktionsräume kann man sich durch Gemächlichkeit schnell verdächtig machen.<sup>64</sup>

Inzwischen sind diese Einkaufs- und Flanierzonen auch für Zwecke der direkten Körperaktivierung entdeckt worden. In den amerikanischen Großstädten bieten die Malls nämlich etwas, was durchaus nicht selbstverständlich ist, nämlich Sicherheit, Wärme, Ruhe, Autofreiheit und saubere Luft. Insofern ist es verständlich, daß mit Hilfe sog. »mall-walking-clubs« Mitte der 80er Jahre erstmalig Organisationsformen begründet wurden, um die Möglichkeit einer geregelten Nutzung der Malls für ein schnelles, kalorienreduzierendes Gehen oder Joggen zu nutzen. Ein Protagonist dieser Bewegung äußerte sich hierzu wie folgt: »I would organize a mall-walking-club, with your friends, get them together, get the mall manager to agree to a time when you can walk, usually in the morning before the mall opens before shopping.«<sup>65</sup>

Die Reaktivierung der Öffentlichkeit und des genüßlichen Verweilens für konsumgenerierende Zwecke fällt in eine Zeit, in der die Qualität des öffentlichen Raumes auch im Hinblick auf Straßen und Plätze in den Blickpunkt architektonischer Aufmerksamkeit gerückt ist. Die bisherigen städtebaulichen Maßnahmen halfen auch sehr stark mit, Kritik an sich selbst hervorzurufen. Hierzu die journalistische Begleitstimme zur ersten

**63 |** Siehe W. Benjamin, Charles Baudelaire, a.a.O., S. 52/53. Mit dem Abriß bekannter Passagen infolge der Pariser Stadtсанierung durch George Haussmann verschwand ein wichtiges Revier des Flaneurs. Ihm blieben in der Folgezeit die neu erbauten Kaufhäuser, in denen er zum Zuschauer des räumlich verdichteten, schnellen Warenumschlags wurde, der die Massen nach Errichtung der großen Boulevards (Herrschaftsästhetik der Gerade) erfaßte. Vgl. W. Kraushaar, Die Passage als städtischer Mikrokosmos, in: Freibeuter, 3, 1980, S. 84-91; auch W. Schivelbusch, Geschichte der Eisenbahnreise, a.a.O., S. 45ff, besonders seine Ausführungen zu jenem Wahrnehmungsschock, der durch die Auflösung der traditionellen Licht-Schatten-Kontraste in der Glasarchitektur während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgelöst wurde. Erst durch die Erfindung des Kunstlichts (Gaslaternen) wurde das unkontrollierbare Naturlicht obsolet – mit der Konsequenz, daß die Passagen einen Großteil ihrer Funktion und Extravaganz verloren.

**64 |** Ein Zeitgenosse W. Benjamins beschreibt das Sich-verdächtig-Machen des Flaneurs wie folgt. »Langsam durch belebte Straßen zu gehen, ist ein besonderes Vergnügen. Man wird überspielt von der Eile der anderen, es ist ein Bad in der Brandung. Aber meine lieben Berliner Mitbürger machen einem das nicht leicht, wenn man ihnen auch noch so geschickt ausbiegt. Ich bekomme immer mißtrauische Blicke ab, wenn ich versuche, zwischen den Geschäften zu flanieren. Ich glaube, man hält mich für einen Taschendieb.« Siehe Franz Hessel, Ein Flaneur in Berlin, Berlin 1984 (Originaltitel: Spazieren in Berlin, Berlin 1929), S. 7.

**65 |** So Gary Valke in einem Interview am 5.3.1985 in den NBC-News »After Eight«. Vgl. auch ders., Walking workouts, New York 1985.

internationalen Messe für öffentliches Design in Frankfurt (1985): »Plötzlich entdecken wir, daß etwa Straßen und Plätze entschieden mehr sind, als lediglich übel zugerichtete ›Verkehrsflächen‹; meist landauf landab bestückt mit jenem gleichförmigen, chaotischen Horror-›Inventory‹ aus Abfallcontainern, Zigarettenautomaten, Alibi-Bänken zwischen pflegeleichten Grünkübeln, Leitplanken, staksigen Geländern, diversen Lampentypen, billigen Zementböden und so fort, zwischen dem allenfalls Masochisten Verweil- und Lustgefühle zu entwickeln vermögen. Zum nicht selten angerosteten ›Schilderwald‹, dessen groteskes Wachstum in seiner unfruchtbaren Dynamik dem Absterben der natürlichen Wälder nur geringfügig nachsteht, gesellen sich plumpe Signalanlagen; meist überragt von jenen Peitschenlampen, die die öffentlichen Gefilde des Abends ebenso in fahles Licht tauchen wie die an eisernen ›Wäscheleinen‹ baumelnden Neonröhren.«<sup>66</sup>

Es ist nicht verwunderlich, daß in einer Zeit, in der die Sensibilität für den eigenen Körper eine in verschiedene Teilaspekte aufgefächerte soziale Bewegung bereits hervorgebracht hatte, das öffentliche Design, besonders der Formaspekt in der »Möblierung« öffentlicher Räume, erstmalig zum Anlaß für eine erste internationale Messe genommen wurde. All dies macht darauf aufmerksam, daß in entwickelten Industrieländern westlicher Prägung nicht nur mit dem eigenen Körper, sondern auch mit dem Stadtkörper und dessen Ausgestaltung experimentiert wird.

Hierfür ein weiteres und letztes Beispiel: In Gestalt der *Graffiti-Kommunikationen* erfolgt seit Mitte der 60er Jahre eine bemerkenswerte und aufschlußreiche Auseinandersetzung mit den fortgeschrittenen Folgen der Urbanisierung.<sup>67</sup> In den Großstädten der Vereinigten Staaten reagierte ein Teil derjenigen Bewohner, die aufgrund ihres geringen sozio-ökonomischen Status nicht in der Lage waren, der tagtäglichen Konfrontation mit dem defizitären Stadtkörper aus dem Wege zu gehen, mit der Ausprägung eigenständiger symbolischer Codes auf der Grundlage einer alten Kommunikationsform.<sup>68</sup> Vornehmlich die ohne Arbeit und Aufstiegschancen lebende Jugendpopulation sozialer Minoritäten antwortete so nicht nur auf ihre notorisch schlechten Lebensbedingungen, sondern versuchte aktiv, fremde und bisher unerschlossene urbane Räume mit ihren Botschaften zu

**66** | Siehe Werner Strodthoff, Auch die neue Gemütlichkeit hat ihre Tücken, in: KSA, 1985, Nr. 235/33.

**67** | Ley und Cybriwsky siedeln die Heraufkunft der zeitgenössischen Graffiti in der Mitte der 60er Jahre an. »Die Anzahl von Artikeln oder Kommentaren über Graffiti in bekannten Magazinen und der New York Times stieg von nur einem (1950-1964) auf fünf (1969), und schließlich auf 40 im Jahr 1972.« Siehe David Ley und Roman Cybriwsky, Stadt-Graffiti als Territorialmarkierung, in: Siegfried Müller (Hg.), Graffiti. Tätowierte Wände, Bielefeld 1985, S. 175.

**68** | Vgl. Detlef Hofmann, Zweitausend Jahre Graffiti oder Jede Zeit hat die Wände, die sie verdient, in: a.a.O., S. 17-37.

markieren und eigene Territorialansprüche anzumelden bzw. mit Identitätssignalen abzustecken.<sup>69</sup>

Das Anbringen der Graffiti nimmt, da fremdes Eigentum als Kommunikationsträger genutzt wird, den Charakter einer Abenteuersportart an, in der der eine den anderen im Besprayen an Größe, Originalität und Exklusivität des Ortes zu übertrumpfen sucht. Zunächst müssen die Sprayer ihre Dosen in Ermangelung des nötigen Geldes durch Diebstähle »besorgen«. Zudem werden die Mitteilungen an verbotenen und gefährlichen Orten angebracht: in bewachten U-Bahn-Depots; auf Tierrücken im Zoo; im Territorium einer rivalisierenden Straßengang; auf öffentlichen Monumenten. Mit Hilfe der Farbdose bekommen Teile der abstrakten Stadtzentren eine individuelle und konkrete Note, die allerdings nicht so individuell ausfallen darf, daß der Sprayer anschließend von der Polizei identifiziert, regreßpflichtig gemacht oder für Säuberungsaktionen eingesetzt wird. Die Graffiti bestehen insofern aus Code-Namen, die nur Eingeweihten vertraut und bekannt sind. Aus der Anonymität der Großstadt treten Jugendliche an die Öffentlichkeit und hinterlassen private Identitätsspuren. Sie können dies aber nur tun, indem sie ihre eigene Identität vercoden und verschleiern.

Durch die als Schutz vor einem Zugriff durch Hausbesitzer, Polizei und Passanten notwendige Heimlichkeit dieser Sonderform der »Öffentlichkeitsarbeit« sind Graffiti im Schnellverfahren herzustellen. Die in den Stadtzentren anzutreffenden Wandbemalungen haben deshalb eine andere Qualität als jene Mitteilungen, die in genüßlicher Muße oder quälender Langeweile mit ausreichender Reflexionszeit eingeritzt oder hingeschrieben werden können, so beispielsweise im Klassenzimmer (Schulbank), auf der Toilette (Tür und Wände) oder im Gefängnis (Zelle, Gänge). Wo dem einzelnen eine längere Verweildauer an einem bestimmten Ort nicht möglich ist, muß die Kommunikation entsprechend flüchtig ausfallen.

In seiner Analyse der urbanen Graffiti-Kultur von New York City machte Jean Baudrillard darauf aufmerksam, daß mit diesen Wandbemalungen ein »Aufstand der Zeichen« in die Stadt eingebrochen wäre. Aus der Unterwelt der Pissoirs und Baugrundstücke kommend werden die verschiedenen Verkehrsmittel der Großstädte, öffentliche Räume und Denkmäler in der Tat auf eine offensive Art und Weise für eigene Darstellungsformen genutzt. Die in den Ghettos lebenden Mitglieder ethnischer Minderheiten lehnten sich, nachdem die Unruhen in ihren Wohnvierteln in den 60er Jahren niedergeschlagen worden waren, auf dieser Ebene der Zeichen gegen die »Semiokratie« der vorherrschenden weißen Kultur auf. »Seit dem Frühjahr (1972, KHB) ist eine Woge von Graffiti über New York hinwegge-

69 | Zur semiotischen Überlagerung, Ergänzung und Decodierung der umbauten städtischen Umwelt vgl. die Ausführungen von Lenelis Kruse und Carl F. Graumann, Sozialpsychologie des Raumes und der Bewegung, in: KZfSS, Sonderheft 20/1978, S. 190f.

rollt, die, von den Wänden und Zäunen der Ghettos herkommend, sich zuletzt auch der U-Bahnen und Busse, der Lastwagen und Aufzüge, der Flure und Monumente bemächtigt hat, um sie über und über mit rudimentären oder verdrehten Graphismen zu bedecken, deren Inhalt – und das ist ein wichtiges, in seinem Umfang neues Charakteristikum – weder politisch noch pornographisch ist: es sind bloß Namen, oft auf Underground-Comics bezogene Spitznamen [...]«<sup>70</sup> Die Wände und Plätze werden, indem Sprayer sie mit Graffiti-Kommunikationen bemalen und besprühen, gleichsam verkörperlicht. Respektlos gegenüber Eigentumsbegriffen und architektonischen Schönheits- und Reinheitsvorstellungen werden Häuser, Wände, Straßen und Passagen per Sprühdose miteinander verbunden, tätowiert und symbolisch aufgeladen. Damit »befreien SUPERSEX und SUPER-KOOL sie (die Wände, KHB) von der Architektur und machen sie wieder zur lebendigen, immer noch sozialen Materie, zum beweglichen Körper der Stadt vor seiner funktionalen und institutionellen Markierung.«<sup>71</sup>

Das Bizarre liegt darin, daß der Stadtkörper durch diese Graffiti zwar in einigen seiner inneren Strukturen wild übermalt wird. In seiner Substanz kann er dadurch aber nicht verändert werden. Er wird höchstens, um bei dieser Metapher zu bleiben, von deprivierten oder rein erlebnisorientierten Jugendlichen auf seiner Haut mit anonymen Zeichen besudelt. Diejenigen, die die Folgen von Modernität durchaus brutal zu spüren bekommen<sup>72</sup>, revoltieren und setzen sich mit den ihnen schnell verfügbaren Materialitäten der Moderne auseinander. Die Verkehrsmittel, die ihre Ghettos mit der Außenwelt verbinden, und die dazugehörigen Bahnhöfe sind die Hauptangriffspunkte ihrer Sprayattacken. Wer mit Pinsel, Farbe oder Spraydose Kommunikationen ausdrücken und damit Aufmerksamkeit hervorrufen kann, ist allemal gut für eine Vereinnahmung in den Kunstsektor komplexer Gesellschaften. So erging es dann auch einigen jener »Graffitiwriter«, die entweder von der Polizei gefaßt wurden oder die Heimlichkeit ihrer Aktionen gegen weniger gefährliche Kunsthappenings eintauschen wollten – auch mit der profitablen Möglichkeit, Geld hierdurch verdienen zu können. Die vormals als Aneignung öffentlichen Eigentums in Verruf gekommene Kommunikationsform hat so die Unterwelt der Metros und Bahnhöfe seit Mitte der 70er Jahre verlassen und ist Bestandteil der künstlerisch akzeptierten Ästhetik geworden.<sup>73</sup> Was vorher kriminell war und entsprechend bestraft wurde, wird jetzt als avantgardistisch gefeiert und entsprechend honoriert. Das Authentische der Graffiti, das sich aus der Gefahr, erwischt

**70** | Siehe Jean Baudrillard, *Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen*, Berlin 1978, S. 24. Vgl. in divergierender Übersetzung ders., *Der symbolische Tausch und der Tod*, München 1982, S. 120ff.

**71** | Ebenda, S. 35.

**72** | Vgl. für die frühe Phase (1890-1930) Gilbert Osofsky, *Harlem. The Making of a Ghetto*, New York 1971 (erstmalig 1963).

**73** | Vgl. Suzi Gablik, *Has Modernism failed?*, New York 1984, S. 103ff.

zu werden, der hiermit korrespondierenden Schnelligkeit in der Herstellung, der Wahl der Objekte und der geringen Dauerhaftigkeit der Zeichen ergab, geht durch diesen Akt der Aneignung verloren. Die Symbole werden zu einer Tauschware. Es entsteht ein Kunststil, den das Establishment der Galeristen und Kunsthändler reproduziert und vermarktet.<sup>74</sup>

Indem die »Aura ihrer Hervorbringung« (Benjamin) vernichtet, das Skandalöse privatisiert und das Einzigartige, Momenthafte temporalisiert und aufbewahrt werden, können nur noch diejenigen Schockwirkungen hervorbringen, die in der Anonymität des Untergrunds bleiben, auf vorhandene Vermarktungschancen verzichten und damit fortfahren, ihre Zeichen illegal am Stadtkörper anzubringen – und nicht etwa auf der Leinwand irgendeines Künstlerstudios. Ausnahmen sind diejenigen, die sowohl das eine tun, als auch das andere nicht lassen. Auch im Fall des Graffiti-Phänomens ist es somit zu der paradoxen Situation der Erzeugung und Vereinnahmung von Revolte und Protest gekommen, und zwar durch die Integration in die ästhetische Eigensphäre des Kunstsystems. Die Auseinandersetzung mit der urbanen Umwelt auf und unter den Straßen der Großstädte wird in das Atelier verlagert und damit seiner Aggressivität, Vitalität und Ausdruckskraft beraubt.

Modernität und Reaktion auf Modernität erschöpfen sich nicht in städtebaulichen Maßnahmen, in Messen für öffentliches Design oder in einem »Aufstand der Zeichen«. Markierungen und Identitätsspuren lassen sich nicht nur auf Häuserwände, Parkbänke und U-Bahn-Stationen setzen, sondern auch am menschlichen Körper anbringen. Die Nutzung des Körpers als Mittel identitätsorientierter Kommunikation zwischen Personen und ihrer sozialen Umwelt soll das folgende Kapitel erhellen.

## 5 Gestylte Körper. Zum Idealbild von Jugendlichkeit und junglichem Körper

Die moderne Gesellschaft ist mit der Evolution symbolisch generalisierter Steuerungsmedien sowohl gegenüber Person und Körper als auch gegenüber der Natur autonomer geworden. Die seit geraumer Zeit zu beobachtende verstärkte Inanspruchnahme des Körpers in Musik, Tanz, Therapie und Sport legt Zeugnis ab über personale und soziale Reaktionen auf die physischen und psychischen Folgen dieser legitimen Indifferenz im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Die veränderte Wahrnehmung des Körpers zeigt sich, wie in den bisherigen Ausführungen bereits deutlich worden ist, in vielerlei Gestalt, so auch auf dem Gebiet der Mode.

Die *Mode* als ein hochsensibler Indikator für kollektive ästhetische

74 | Vgl. Walter Benjamin, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie, Frankfurt a.M. 1977 (erstmalig 1936), besonders S. 10–43.

Empfindungen verändert sich, wenn der Körper aufgrund gesellschaftsinterner Wandlungsprozesse in seinem Bedeutungsgehalt umdefiniert wird.<sup>75</sup> Prüde Moral zwingt ihn ein; Moralvorstellungen, die den einzelnen für ein neuartiges Erleben und Handeln freisetzen, entlassen ihn aus rigiden Umhüllungszwängen. Die Kleidung wird salopper und komfortabler. Im Rahmen der gegenwärtigen Konjunktur des Körpers hat sich gezeigt, daß sie in zunehmendem Maße von sportspezifischen Funktionsüberlegungen beeinflusst wird. Dem Körper werden, wie es scheint, auch auf dieser Ebene Freiräume bewilligt. Er kann sich nun auch in sportunspezifischen Situationen bewegen, räkeln und recken, ohne daß gleich die Nähte platzen oder das soziale Auge des anderen pikiert zur Seite schaut. Sportschuhe und Jogging-Anzug als vormals reine Trainings- und Arbeitsutensilien, als sport-spezifische Artefakte, sind inzwischen feste Bestandteile der Alltagsmode geworden. Der Versportlichung der Mode einerseits entspricht andererseits, daß der traditionelle, für eine zweckrationale Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper gefertigte Trainingsanzug modisch überarbeitet und neugestaltet worden ist. Er wird bunter, weiter, wird mit besseren Materialien hergestellt. Die Sportschuhe werden nach biomechanischen Erkenntnissen konzipiert und gefertigt. Insgesamt gilt: Die Mode wird sportlicher und die Sportkleidung modischer.<sup>76</sup> Die Sportartikelindustrie setzt einen Großteil ihrer Produkte im allgemeinen Freizeitbereich ab, und nicht bei den auf Leistung und Konkurrenz ausgerichteten Wettkampfsportlern. Diese dienen, da sie in den Massenmedien dauerpräsent sind, lediglich als Multiplikatoren.

Sportschuhe, -hemden und -pullover in der Öffentlichkeit zu tragen und für eine allgemeine Freizeitgestaltung umzufunktionieren, heißt, die Symbolkraft des Sportkörpers und der ihm zugeschriebenen Kleidung für ein sportives Auftreten in außersportlichen Situationen zu nutzen. Individuelle Leistungsfähigkeit, Vitalität, ein unkompliziertes Unbekümmertsein, Einfachheit und ein leichter Zugang für zwischenmenschliche Kontakte als Importe aus der Du-Kultur des Sports lassen sich so symbolisch andeuten. Indem der einzelne die Attribute des Arbeitslebens (Anzug, Krawatte etc.) ablegt, in ein sportliches Kostüm schlüpft, wird der im normalen Arbeitsprozeß verdrängte Körper äußerlich reaktiviert, ohne daß der Schweiß gleich fließen muß. Die sportliche Kleidung macht es dem individualisierten Akteur möglich, veränderten Freizeitbedürfnissen in entsprechenden Hüllen folgen zu können. Ehemalige Nutzobjekte aus der Welt des Sports

**75** | Vgl. allgemein René König, *Macht und Reiz der Mode. Verständnisvolle Betrachtungen eines Soziologen*, Düsseldorf, Wien 1971; ders., *Menschheit auf dem Laufsteg: die Mode im Zivilisationsprozeß*, München 1985; ebenso die klassische Studie von Georg Simmel, *Zur Psychologie der Mode* (1895), in: ders., *Schriften zur Soziologie*, a.a.O., S. 131-139.

**76** | Vgl. hierzu Volker Rittner, *Sport und Mode*, in: *Olympische Jugend*, 5, 1985, S. 4-7.

gehen eine Symbiose mit jenen Themen ein, die infolge der Konsequenzen moderner Industriegesellschaften in den Köpfen der Menschen immer mehr an Bedeutung gewonnen haben, nämlich Fitneß, Gesundheit, Jugendlichkeit, Kraft und Schönheit.

Über sportliche Mode wird, wie es scheint, ein Schnellweg in eine natürliche, ursprüngliche und authentische Körperlichkeit gesucht, und zwar ohne daß auf den Körper per Training direkt eingewirkt werden müßte. Sportlichkeit, Natürlichkeit und Jugendlichkeit lassen sich bereits mit bestimmten, gesellschaftlich bewährten Accessoires des Sports darstellen. In einer deutlichen Synthese mit korrespondierenden Fitneß-Attributen zelebrieren die Akteure in der Freizeit neuartige Kleiderrituale. Der sportlich getrimmte, fit gemachte, abgespeckte und entsprechend gekleidete Körper wird in diesem Zusammenhang als ein Konsumobjekt in Anschlag gebracht, an dem gesellschaftlicher Status vorgeführt werden soll. Ein Netz prestigeträchtiger Maßnahmen und Gegenstände wird um das Selbst gespannt, mit deren Hilfe der einzelne sich und seiner Umwelt eine individuelle, unverwechselbare Besonderheit zu signalisieren versucht.

In Ausdehnung des Selbstverwirklichungspostulats auf den Körper wird dieser zu einem Fluchtpunkt, an dem sowohl Sicherheitsstrategien für die individuelle Körperzukunft entwickelt, als auch gegenwartsorientierte Individualitätsansprüche gestylt werden können.<sup>77</sup> Die Expansion des Fitneß- und Gesundheitsgedankens in der Mittel- und Oberschicht, transportiert über sportliche Aktivitäten, entsprechende Gadgets, gebräunte Haut und – bisweilen – ein alternatives Ernährungsverhalten<sup>78</sup>, deutet nicht nur auf eine bedrängte Körperlichkeit hin, sondern macht auch auf die Stilisierungserfordernisse aufmerksam, die infolge von gesellschaftsstrukturell erzeugten Individualisierungsschüben freigesetzt worden sind.<sup>79</sup> Das gepflegte Äußere wird durch einen rang- und statusabstützenden Cordon von Gütern abgepuffert, die Geschmack beweisen und eine schnelle Anerken-

77 | Zum Stilisierungsaspekt vgl. Burkhart Steinwachs, Stilisieren ohne Stil? Bemerkungen zu »Design« und »Styling«, in: Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hg.), Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements, Frankfurt a.M. 1986, S. 342-357. Vgl. auch Hans-Hermann Berning, »Selbstfindung« als zentraler Inhalt neuer Bewegungs- und Körperkultur, in: Michael Klein (Red.), Sport, Gesundheit und die »neue« Bewegungskultur. Tagung der Division Sportsoziologie vom 29.11 bis 1.12.1985 in der Evangelischen Akademie in Bad Boll, Clausthal-Zellerfeld 1986, S. 42.

78 | Vgl. Jean Baudrillard, Der Schlankheitswahn: die Linie, in: Claudia Gehrke (Hg.), Ich habe einen Körper, München 1981, S. 112-117. Baudrillard spricht hier von einem »Wahn, die schlanke Linie zu bewahren« und einer »Selbstrepression«, der viele Menschen sich freiwillig aussetzen, um schön zu wirken.

79 | Vgl. Rosmarie Erben, Peter Franzkowiak und Eberhard Wenzel, Die Ökologie des Körpers. Konzeptionelle Überlegungen zur Gesundheitsförderung, in: E. Wenzel (Hg.), Die Ökologie des Körpers, Frankfurt a.M. 1986, S. 51ff.

nung durchsetzen sollen, ohne daß eine sprachliche Kommunikation vorgeschaltet werden müßte.

Was sich zum Beispiel vor bestimmten städtischen Lokalitäten abspielt, ist die öffentliche Zurschaustellung eines Marktes von Statussymbolen. Gerade diejenigen Restaurants und Cafeterias werden besonders gerne frequentiert, in denen der einzelne sehen und gesehen werden kann. Der eigene Wagen kann hier vor den beobachtenden Augen des sitzenden Publikums geparkt und nach dem Aussteigen der Insassen dem Fahrer auch später noch individuell zugeschrieben werden. Auf nicht wenigen öffentlichen Plätzen wird so ein demonstrativer Konsumstil zelebriert, an dem offene Autos, teure Kleidung, exklusiver Schmuck und braune Haut ihren Anteil haben.

Der braungebrannte, in Sportvereinen und Studios bewegte, narziß-tisch aufgeladene und an neuartigen Gesundheits- und Schönheitsformeln ausgerichtete Körper erfährt in der Öffentlichkeit eine umfassende Aufwertung.<sup>80</sup> Er wird »gesellschaftsfähig«. Der auf der Liege *gebräunte Körper* wird, so ließe sich im Hinblick auf diese Art der Körperpflege formulieren, durch die Nutzung moderner Technologien in Abwesenheit der natürlichen Bräunungsquelle behandelt. Kunstsonnen sorgen dafür, daß die mühselige, langwierige und entbehrungsreiche Bräunungsprozedur in der Natur entfallen kann. Die farbige Überhäutung des Körpers auf der Sonnenbank darf in einer Gesellschaft, die Zeitknappheit und Beschleunigungserfahrungen herstellt und festgeschrieben hat, nur wenig Zeit kosten. Mit Hilfe von Sonnenstudios ist man nicht mehr an die sonnenreiche Jahreszeit gebunden. Die künstliche Natürlichkeit ist zudem – gewissermaßen demokratisiert – für jedermann jederzeit verfügbar.<sup>81</sup> Diese Sonderform der Inszenierung von Natürlichkeit macht folgendes deutlich: Die Verbreitung von Sonnenstudios ist zunächst ein Indiz für den Rückzug des Körpers aus der Öffentlichkeit. Aber: Der aus der Öffentlichkeit genommene Körper wird nach seiner »Behandlung« wieder in der Öffentlichkeit präsentiert, als symbolische Hülle eines in der Natur bewegten, gesunden und natürlichen Körpers.

Dies war nicht immer so. Die gebräunte Haut war jahrhundertlang ein sicheres Kennzeichen für diejenigen, die außerhalb der eigenen vier Wände in der Sonne, bei Wind und Wetter zu arbeiten hatten. Dies waren meist Mitglieder der unteren sozialen Schichten. »White is beautiful« war hingegen der Slogan derjenigen, die draußen arbeiten ließen. Als mit der Her-

**80** | Zur Karriere des »Narziß« als Sozialisationstyp vgl. Thomas Ziehe, Pubertät und Narzißmus, Köln 1975; auch die anschließende erziehungswissenschaftliche Diskussion bei Helga Häsing/Herbert Stubenrauch/Thomas Ziehe (Hg.), Narziß – ein neuer Sozialisationstyp? Bensheim 1981; hier besonders Georg Auernheimer, Narziß, Kapitalismus und Konsumverhalten, in: a.a.O., S. 70-77.

**81** | Vgl. Helmut Plessner, Philosophische Anthropologie, Frankfurt a.M. 1970, S. 237 (»Die Verkörperungsfunktion der Sinne«).



aufkunft der Fabrikarbeit ein Umkehrprozeß einsetzte, weil die Arbeiter plötzlich an den sichtbaren Stellen des Körpers ebenfalls hell wurden, änderte sich dementsprechend die Bedeutungszuschreibung für gebräunte Haut.<sup>82</sup> Diese zeigt nun, daß ihr Besitzer Zeit und Geld hatte, Urlaub machen und sich in die Sonne legen zu können. Die nach dem 2. Weltkrieg durchgesetzten bezahlten Urlaubstage ermöglichten es wiederum auch den unteren und mittleren Sozialschichten, sowohl im Sommer als auch im Winter südliche Gefilde aufzusuchen. Die exzessive Sonnennutzung auf dem sog. »Alemannengrill« deutet, wie es scheint, auf den großen Nachholbedarf nach jenem Attribut von Schönheit, Gesundheit und Lebensfreude hin, den die in den Fabriken und Büroräumen ganzjährig arbeitenden Menschen in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts nicht durchsetzen konnten: die gebräunte Haut.

Nicht nur anhand der gestiegenen Ausbreitung von Fitneß- und Sonnenstudios läßt sich zeigen, daß Menschen ihre Haut verstärkt zu Markte tragen. Die zunehmende Verbreitung von Tätowierungsläden paßt in den Trend der Zeit, allerdings auf eine bisweilen unzeitgemäße Art und Weise. Die an der Oberfläche ästhetisch mit bunten Bildern und Schriftzügen aufgeladene Körperlichkeit signalisiert Kommunikationsbereitschaft gegenüber einer Ingroup, richtet sich aber gegen die auf Makellosigkeit ausgerichteten Körperbilder einer konsumorientierten Kosmetikindustrie, baut über diese Körper-Graffiti also Kommunikationsbarrieren gegenüber einer Outgroup auf.<sup>83</sup>

Da jedermann heutzutage ein Sonnenstudio aufsuchen kann, die über Hautfarbe vorzeigbaren Statusdifferenzen immer mehr verschwimmen und Statussymbole sich nicht mehr eindeutig zuschreiben lassen, wird der Körper wiederum zu einem wichtigen Medium für die Übermittlung von Mitteilungen. Wenn andere unanzweifelbare Hinweise auf Status, Schichtzugehörigkeit und Finanzkraft fehlen, kann der Körper in bestimmten Hinsichten wieder Sicherheit geben. Insofern wird er in der Phase eines gestiegenen Pro-Kopf-Einkommens nicht versteckt, wie beispielsweise in der viktorianischen Prüderie, sondern ganz im Gegenteil hervorgeholt, um Signalwirkungen zu erzielen.

Neben der Versportlichung von Mode und Alltagskleidung, dem Bräunungskult und der allgemeinen Fitneß-Bewegung stellt das *Bodybuilding* eine weitere, für entwickelte Industriegesellschaften typische Erscheinungsform der Körperaufwertung dar.<sup>84</sup> Mit Blick auf ein Ideal körperli-

82 | Siehe Alison Lurie, *The Language of Clothes*, New York 1981, S. 234f.

83 | Vgl. Stephan Oettermann, *Heavily Tattooed*, in: Kamper/Wulf (Hg.), *Die Wiederkehr des Körpers*, a.a.O., S. 335-349; ders., *Zeichen auf der Haut. Die Geschichte der Tätowierung in Europa*, Frankfurt a.M. 1985. Vgl. hierzu unsere Aussagen zur »Tätowierung der Wände« in den Innenbezirken der Großstädte (Kap. II.4).

84 | Die »Entdeckung« des Bodybuildings durch die Wissenschaft kann als ein Anzeichen für den Bedeutungswandel dieses lebensweltlichen Kommunikations- und

cher Vollkommenheit und Proportioniertheit kommt es, wie der Name schon sagt, zu einer Produktion sichtbarer Muskulatur im Rahmen zweckrationaler Trainingsmaßnahmen. Das äußere Erscheinungsbild wird zeit- und energieintensiv mit Hilfe der neuesten Gerätschaften und Erkenntnisse der Ernährungs- und Pharmaindustrie aufpoliert und neudimensioniert. Der Körper wird zu einem Fetisch, an dem wie an einer hochgezüchteten Rennmaschine herumgebastelt und experimentiert wird.

Die Gegenreaktion auf Technisierung, Körpervdrängung und die hierdurch hervorgerufene Atrophie des Muskelapparats erfolgt in Gestalt des Bodybuildings in einer durchaus komplementären Form zum gesellschaftlichen Differenzierungsprinzip. Unter dem fiktiven Leitbild einer »ganzheitlichen« Behandlung des Körpers kommt es zu einer neuen Einseitigkeit. Der Körper wird paradoxerweise nicht in seiner Ganzheit trainiert. Er wird vielmehr in seine einzelnen Muskelbestandteile isoliert und dementsprechend trainiert: Bauch-, Rücken-, Arm-, Beinmuskulatur usw. Das im Zivilisationsprozeß für die mittleren und oberen Schichten verlorengegangene Attribut der Kraft wird im Bodybuilding veräußerlicht und auf die Spitze getrieben. Die Kraft wird sichtbar gemacht und entsprechend präsentiert, so auch in einer Kleidung, die die verschiedenen Körperpartien betont: Hemden ohne Ärmel, die den Bizeps freilegen oder ähnliches. Eine korrespondierende körperbetonende Kleidung erlaubt den Blick auf ein imposantes Muskelpanorama und provoziert die Attraktion des sozialen Auges.<sup>85</sup>

Handlungsfeldes angesehen werden. Erst die soziale Aufwertung konnte anscheinend die wissenschaftliche Fremdbeobachtung aktivieren. Vgl. Joachim Bednarek, Bodybuilding als Freizeitaktivität und Lebensinhalt, in: Michael Klein (Hg.), Sport und Körper, Reinbek bei Hamburg 1984, S. 50-64; ders., Körperbewußtsein und Selbstdarstellung, Diss. Aachen 1985; auch Anne Honer, Bodybuilding als Sinnsystem, in: Sportwissenschaft, 15. Jg., 1985, Heft 2, S. 155-169; dies., Beschreibung einer Lebens-Welt. Zur Empirie des Bodybuildings, in: ZfS, H. 2, 1985, S. 131-139; ebenso Dieter Hoffmann, Leibes-Übung. Darmstadt und Neuwied 1984, S. 51ff. Zur literarischen Aufarbeitung dieser Körperaktivität siehe Bodo Kirchhoff, Body-Building – Versuch über den Mangel, in: Kursbuch 52, 1978, S. 9-21; ders., Body-Building. Erzählung, Schauspiel, Essay, Frankfurt a.M. 1980; auch Gunter Franzen, Muskelspiele. Versuche, den Körper zur Sprache zu bringen, Reinbek bei Hamburg 1984, S. 26ff.

**85 |** Das Ergebnis der strapaziösen Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper wird von den Trainierenden in vielen Fällen protokollarisch und photographisch festgehalten. Trainingstagebücher, Fotos etc. sorgen dafür, daß die Arbeit an der eigenen Körperkontur nachvollzogen und memoriert werden kann. Wer eifrig die Gewichte bewegt hat, kann einen wohlgefälligen Blick auf die eigene Körpergeschichte werfen: der Körper vor und nach dem Training. Urkunden über Wettbewerbserfolge und Aufnahmen von dem in Posen erstarrten Körper werden als Dokumente der Selbstbestätigung und -überwindung geschätzt, als Symbole des Dabeigewesenseins

Der Körper wird in seinem Muskelapparat anhand des Codes dick/dünn überarbeitet, und nicht etwa, wie das Voluminöse der äußeren Erscheinung oberflächlich andeutet, am Schematismus stark/schwach. Wer wirklich stark sein will, muß nach anderen Prinzipien trainieren. Der Glaube, Schönheit und Harmonie per Verfahren aktiv herstellen und sogar in einem Wettbewerb durch ein Juryvotum messen und vergleichen zu können, ähnelt jenen Machbarkeits- und Vergleichsvorstellungen, die auch in anderen Lebensbereichen zu beobachten sind, so zum Beispiel in der Gentechnologie.<sup>86</sup> Viele von denjenigen, die sich in Bodybuilding- und Fitneß-Studios anmelden, nehmen am Raster dieser Körpervorbilder eine Jagd auf die dem Körper durch zivilisatorische Wandlungen zugefügten »Folgen« in Form von subkutanen Fettpölsterchen und abgeschlafftem Gewebe auf. Der Muskel soll aus dem Zustand der Atrophie herausgeholt und in Spannung versetzt werden: gegen ein nicht geringes Entgelt, unter mehr oder weniger kompetenter Anleitung, umgeben von verchromten, blitzenden und tagtäglich blankgeputzten Kraftmaschinen, angeregt durch eine gedämpfte musikalische Endlosmusik.

Daß das Bodybuilding vornehmlich eine Angelegenheit der unteren Schichten war und ist – mit Ausnahmen, auf die wir später noch eingehen werden –, hängt mit dem unterschiedlichen Gebrauch des Körpers im Arbeitsprozeß zusammen. Hier trifft zu, was Bourdieu in seiner Habitusforschung feststellte. »Das instrumentelle Verhältnis zum eigenen Körper, das die unteren Klassen in allen Betätigungen und Praxisformen zum Ausdruck bringen, in denen der Körper wesentlich beteiligt ist – Eß- und Trinkverhalten, Körperpflege, Verhältnis zu Krankheit und Gesundheitspflege –, schlägt sich unter anderem auch in der Wahl solcher Sportarten nieder, die höchsten Krafteinsatz und – wie Boxen – eine bestimmte Schmerzunempfindlichkeit erfordern oder sogar den Einsatz des ganzen Körpers [...]«<sup>87</sup>

Die Kraft als Merkmal der Unterschicht wird durch die in den letzten Jahren eröffneten Studios und Kommerzialisierungsbestrebungen auch anderen Sozialschichten und -kategorien als viriles Körperangebot unterbreitet und, wie es scheint, nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen in zunehmendem Maße akzeptiert. Das vormals starre Verhältnis von Schicht und Körpernutzung geht verloren, wenn die physische Formwelt der Unterschicht von unten nach oben diffundiert, um dort als Medium der Sichtbarmachung des modernen Subjekts zum Einsatz zu kommen.

Interne Differenzierungsprozesse führen auch in dieser körperorien-

gehütet und gesammelt. Die Geschichte des eigenen Körpers läßt sich so leichter rekonstruieren und für Identität und Gegenwart nutzen.

**86 |** Auch im Wissenschaftsbereich gibt es die Ausrichtung auf Vergleich und Wettbewerb. Sie zeigt sich beispielsweise in Nobelpreis-Konkurrenzen oder im Wettstreit um die Bewilligung knapper Fördermittel.

**87 |** Siehe Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, a.a.O., S. 339.

tierten Szene dazu, daß sich ein Normal- und ein Leistungssektor herausgebildet haben, wobei der für ein wettkampfmäßiges Bodybuilding getrimmte Körper bei denjenigen, die im Normalsektor trainieren, bisweilen Abscheu und Ekel hervorruft. Der Körper wird in dem vom Wettbewerbsgedanken bestimmten Leistungsbereich versportlicht, d.h. er wird zu einem ausdefinierten, in seine einzelnen Teile genau abgegrenzten, gleichsam filetierten Muskelkörper, der für eine externe Bewertung in der Öffentlichkeit bearbeitet wird. Es ist nicht verwunderlich, daß in diesem finanziell interessanten Leistungsbereich, wie Insider immer wieder bestätigen, auch die Anwendung jener Mittel nicht verpönt ist, mit deren Hilfe im Spitzensport Körper und Psyche auf Höchstleistung getrimmt werden. Dopingmedikamente finden in den Bodybuilding-Studios einen reißenden Absatz. Wer als Studiobesitzer diese Kraftnahrung nicht anbieten will oder kann, hat am Markt gegenüber denjenigen, die sie unter dem Tisch anbieten, gravierende Wettbewerbsnachteile. Ohne ärztliche Aufsicht wird hier geschluckt und gespritzt, mit phänomenalen Überdosierungen, die durch Unwissen und Intransparenz zustande kommen. Selbst Normalbodybuilder, die keine Wettbewerbsambitionen haben, bleiben hier oft nicht abstinent.

In der systematischen und zielgerichteten Einwirkung auf den Körper in Gestalt des Bodybuildings handelt es sich nicht einfach um einen Reimport des verdrängten Körpers in eine Gesellschaft, die körperliche Arbeit immer mehr an den Rand gedrängt hat. Im Bodybuilding wird auch nicht zweckgerichtet auf andere Körperhandlungen hingearbeitet, die nach der Auseinandersetzung mit dem Eisen besser funktionieren sollen – z.B. ein Gewichtstraining für einen Ruderer oder Diskuswerfer. Die Neukonturierung des Körpers geschieht vielmehr in einer für moderne Gesellschaften typisch einseitigen Weise: durch extreme Isolationsübungen wird lediglich ein quantitatives Muskelwachstum anvisiert. Der hypertrophierte, nur noch vorzeigbare, ansonsten aber bereits überfunktionalisierte Körper des Bodybuilders erscheint in diesem Zusammenhang als Extremform eines anhand von modernen Steigerungs- und Perfektionsvorstellungen behandelten Körpers, dem die Normalität zweckrational ausgetrieben worden ist.

Die gesteigerte Thematisierung des Körpers im Rahmen von Bodybuilding, Jogging, Aerobic, dem Bräunungskult und der allgemeinen Fitneß- und Schönheitsbewegung macht in einem übergreifenden Sinn auf den gesellschaftlich erzeugten Bedarf nach einem funktionsfähigen und generalisierten Körperpotential aufmerksam, das komplexe Gesellschaften in Reaktion auf sich selbst und ihre körperverdrängenden Wirkungen ausschleusen und kommunikativ prozessieren. Diese *Sinnsuche im Nicht-Sinnhaften* wird am Idealbild der Jugendlichkeit und des jugendlichen Körpers entfaltet. Die vielfältigen Versuche der ökonomischen Ausbeutung des Körpers konnten auf dieser Grundlage wirksam durchgesetzt werden. Die idealisierte Vorstellung von einem möglichst lange zu erhaltenden leistungsfähigen Körper ist zudem eine Antwort auf die in der Moderne klinisch-sauber durchgesetzte Verdrängung bestimmter, an die Endlichkeit der menschlichen Existenz

erinnernder Körperthemen. Krankheit, Tod, Altern und körperlicher Verfall sollen durch die Betonung eines Immer-noch-jung-Seins verhindert bzw. möglichst lange aufgeschoben werden.<sup>88</sup> Gerade diejenigen, die nicht mehr jugendlich sind, werden von dieser Phantasmagorie beeinflusst und in den Bann geschlagen. Die Vorstellung von einem kräftigen, frischen, knackigen, faltenlosen, erotischen, gesunden und auf vielerlei Weise verwendbaren jugendlichen Körper spielt besonders in jenen Fällen eine zentrale, richtungsweisende Rolle, in denen sich ältere Menschen für eine bewußte Körperarbeit aktivieren.

Gerade diejenigen, die das Leben in den dominanten gesellschaftlichen Institutionen zu einem großen Teil bereits hinter sich haben, die Alten, sind in den letzten Jahren am Raster von Jugendlichkeitsprojektionen zu einer wichtigen Zielgruppe sportinterner und allgemein körperbezogener Inklusionsbemühungen geworden. Die Körperaktivierung dieser Altersgruppe und die damit verbundene Einbindung in Trainings- und Freizeitgruppen stellen für nicht wenige ein attraktives Kompensationsprogramm zum Bedeutungsverlust dieser Sozialkategorie dar. Die Entfaltung des wirtschaftlichen Rationalitätsprinzips, die politisch durchgesetzte Wohlfahrtsstaatlichkeit in den entwickelten Industrieländern und der Funktionsverlust der traditionellen Familie haben Segregationserscheinungen hervorgerufen. Dies wird von Menschen, die aus dem Erwerbsleben ausgeschieden sind, immer weniger akzeptiert, auch wenn die Möglichkeiten angemessener Reaktionsformen häufig mit dem sozio-ökonomischen Status der Betroffenen variieren. Daß der Körper- und Gesundheitsboom auf diese Alterskategorie übergreifen hat, wird nicht nur in den »postindustriellen« Regionen der Vereinigten Staaten deutlich. Sinngebungsversuche durch sportliche Betätigungen erfolgen auch in Westeuropa. Teilnehmer an Volksläufen, Marathon- und 100km-Laufveranstaltungen sind nicht nur Jugendliche und Erwachsene, sondern auch Ältere und Alte.

Es kommt in diesem Zusammenhang zu dem Phänomen einer *paradoxen Ausbeutung des Symbols der Jugendlichkeit*. Es wird nämlich ein Idealbild von einer Alters- und Sozialkategorie entworfen und goutiert, die keinen hohen gesellschaftlichen Status besitzt, über wenig Geld verfügt, von Erwachsenen abhängig ist und von diesen infantilisiert wird. Dies ist in der Tat nur ein scheinbarer Widerspruch. Er funktioniert dennoch, weil die Ju-

**88 |** Die Konzentration der Sterblichkeit in den höheren Alterskategorien sorgt dafür, daß der Tod im öffentlichen Kommunikationspanorama ein »Non-issue« ist. Zum Zusammenhang von veränderten Mortalitätsziffern und der Ausdifferenzierung von Altersphasen siehe Hanns-Georg Brose, Die Modernisierung der Zeit und die Zeit nach der Moderne, in: Burkhart Lutz (Hg.), Soziologie und gesellschaftliche Entwicklung, Frankfurt a.M., New York 1985, S. 540f. Zum Lebenslauf als Teilstruktur der Arbeitsgesellschaft siehe Martin Kohli, Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne, in: J. Berger (Hg.), Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren, a.a.O., S. 183-208.

gendlichkeit ein Wertsyndrom repräsentiert, das die Gesellschaft in Reaktion auf ihre Indifferenz gegenüber Person und Körper ausgegliedert und sozial möglich gemacht hat. Die idealisierte Vorstellung von Jugendlichkeit und jugendlichem Körper ist die *Abstraktion derjenigen Elemente, die den Nicht-Jugendlichen im Verlauf des Zivilisierungs- und Modernisierungsprozesses abhanden gekommen sind*.<sup>89</sup> Die Erwachsenen sind es nämlich, die dem Einfluß der körperverdrängenden und personale Aspekte auf Distanz setzenden gesellschaftlichen Institutionen besonders massiv ausgesetzt sind.

Erwachsene reagieren, indem sie den Körper des Jugendlichen mystifizieren und zum Kultobjekt erheben, auf die im gesellschaftlichen Zivilisierungs- und Modernisierungsprozeß hervorgerufenen Verluste an Konkretheit, Unmittelbarkeit und Körperlichkeit. Je stärker der zivilisierte Mensch im Verlauf seines Daseins in seiner Innerlichkeit geformt wird, Fremdzwänge in Selbstzwänge transformieren muß und sein Selbst in der Öffentlichkeit diszipliniert zu zeigen hat, desto bedeutsamer wird Jugendlichkeit als ein kontrastierendes, auf Spontaneität, Vitalität und Unbekümmertheit hinweisendes Gegenbild – besonders für Erwachsene. In einer hochgradig differenzierten Gesellschaft, die den menschlichen Körper immer vehementer zurückdrängt, erlebt dasjenige Körperbild eine starke Aufwertung und Nachfrage, an dem sich am deutlichsten und vordergründigsten der Gegenpol festmachen läßt: der jugendliche Körper. Diese eindeutige Präferenzierung führt gegenüber denjenigen, die sich dem Idealbild des jugendlichen Körpers entziehen oder ihm nicht entsprechen können, zu Selbst- und Fremdstigmatisierungen. Die Anstrengung, jugendlich frisch zu erscheinen, beschäftigt inzwischen einen ganzen Industriezweig, der darauf spezialisiert ist, beim Kampf an der Epidermis hilfreichen Beistand zu leisten. Die Schönheits- und Kosmetikindustrie projiziert insofern gesellschaftsweit Körperphantasmen mit Überschusseffekten. Die wenigsten Menschen können ihnen entsprechen, und wenn, dann nur für kurze Zeit.

Das Idealbild von Jugendlichkeit und jugendlichem Körper wird interessanterweise durch *Rückgriff auf die Formwelt des Sports* sozial beobachtbar gemacht. Das Diffundieren sportspezifischer Artefakte, z.B. des »Turnschuhs«, aus dem Trainings- und Wettkampfssektor in die Jugendkultur (Stichwort: Turnschuh-Generation) und seine anschließende Vereinnahmung und Enteignung durch andere Alters- und Sozialkategorien machen deutlich, daß die signalhafte Darstellung einer funktionsfähigen, jugendlichkeitsorientierten Körperlichkeit ohne einen Rekurs auf die Objektivationen und Materialitäten desjenigen Sozialbereichs nicht überzeugend ausfallen kann, der traditionellerweise ein sozial als sinnvoll definiertes body-pro-

89 | Vgl. Henri Levebvre, Einführung in die Modernität. Zwölf Präludien, Frankfurt a.M. 1978 (erstmalig Paris 1962), S. 188. Zum Verhältnis von Körper und Jugend siehe Niklas Luhmann, Soziale Systeme, a.a.O., S. 336.

cessing in körperdistanzierten Gesellschaften besorgt und organisiert, des Sports.

## 6 Punk-Körper. Zur sinnhaften Inszenierung von Sinnlosigkeit

Eine sinnhafte Inanspruchnahme des Körpers kann nicht nur erfolgen, indem man ihn sportlich bewegt, bräunt, mit Gewichten belastet, zum Schwitzen bringt oder meditativ ruhigstellt. Sie kommt auch zustande, wenn er, mit diversen Requisiten, Accessoires und Umhüllungen ausgestattet, in der Öffentlichkeit gezeigt und als Kommunikationsangebot besonderer Art bewußt präsentiert wird. In dieser Hinsicht waren die städtischen Zentren immer schon von enormer Bedeutung. Als Orte der Verdichtung gesellschaftlicher Kommunikationen und des Aufeinandertreffens von Personen und Organisationen eignen sich diese Räume in besonderer Weise für die konkrete Darstellung von Revolte, Protest oder Anpassungsbereitschaft. Individuelle und kollektive Identitätsentwürfe und Selbststilisierungen können hier umweglos vorgeführt und den Augen der anderen für eine Dechiffrierung freigegeben werden. Die urbanen Binnenräume sind deshalb das Stammrevier der unterschiedlichsten *Sozialfiguren*, die in Reaktion auf die Erfahrungen mit der Moderne entstanden sind. Ihr bisweilen schrilles Auftreten spiegelt gesellschaftliche Entwicklungen, personale Wahrnehmungen und kollektive Reaktionen und Phantasien.

Schon der Anfang des 19. Jahrhunderts in England ausgeprägte Sozialcharakter des Dandys nutzte die Öffentlichkeit, um vor dem »ennui« der Privatheit zu fliehen und gegen die Routinisierung und Schnelligkeit des bürgerlichen Alltagslebens zu protestieren. Mit einem beträchtlichen Vermögen ausgestattet, konnte der Dandy es sich erlauben, seinen Müßiggang zu kultivieren und ästhetisierend zu überhöhen. In einer raffiniert zusammengestellten modischen Kleidung pflegte er eine gehobene, auf demonstrative Distinktion ausgerichtete Lebensart, in der das Äußere ebenso wie die Schlagfertigkeit der Worte und das extravagante Auftreten Originalität und Individualität beweisen sollten.<sup>90</sup> Auch die Darstellungskunst des

90 | Vgl. hierzu die klassische Studie von Jules-Amédée Barbey d'Aureville, Vom Dandytum und George Brummel, München, Leipzig 1909 (erstmalig 1844), ebenso die Textsammlung zu den verschiedenen Kulturfiguren und Sozialcharakteren des 19. Jahrhunderts, in: Gerd Stein (Hg.), Dandy – Snob – Flaneur. Dekadenz und Exzentrik, Frankfurt a.M. 1985. Die Verwandlung eines Dandys in einen Sozialisten beschreibt Umberto Eco am Beispiel von Eugène Sue (»Les mystères de Paris«). Siehe Umberto Eco, Apokalyptiker und Integrierte. Zur kritischen Kritik der Massenkultur, Frankfurt a.M. 1984 (erstmalig 1964), S. 233ff. Einen Vergleich zwischen der amerikanischen Camp-Kultur der späten fünfziger und frühen sechziger Jahre und

Snobs beim Ausprobieren gesellschaftlich noch nicht anerkannter Mode-  
neuheiten war Ausdruck von Zeitgeist und Lebenssituation bestimmter so-  
zialer Gruppen und Randfiguren. Wer in den letzten Jahren in der Öffent-  
lichkeit besonders aufdringlich vordergründig wurde, waren meist Mitglie-  
der jugendlicher Subkulturen, die ihre Wirklichkeitswahrnehmungen auf  
eine ihnen angemessen erscheinende Weise zum Ausdruck brachten –  
meist anhand der Differenzen konform/deviant, alt/jung, real/surreal und  
provozierend/nichtprovozierend. Sie experimentieren und spielen mit Be-  
deutungsinhalten und ziehen die Symbolik von Gegenständen, Körperbil-  
dern und Sozialsystemen heran, um sie als Abstoßpunkte für eigene Signa-  
le zu nutzen.

Die »Halbstarken« der 50er Jahre, die Beatgeneration, die Hippie-  
Bewegung, die Rocker, Mods, Teds, Skinheads, Punks, Popper und Yuppies  
setzten und setzen Zeichen, teilen sich über Kleidung, Haartracht, Sprach-  
stil, Musik und die Nutzung von Konsumgütern oder deren Ablehnung mit.  
An ihren Körpern reagieren sie auf gesellschaftliche Situationen und Ereig-  
nisse. Der Beatnik mit seinen langen Haaren und seinem wildwuchernden  
Bartwuchs kultivierte einen Habitus der Verwahrlosung und Schmutdelig-  
keit, um sich vom angepassten, glattrasierten, formal angezogenen Ange-  
stellten und Manager zu unterscheiden.<sup>91</sup> Jahrzehnte vor ihm trat in  
Deutschland der Wandervogel mit langen Haaren an die Öffentlichkeit, um  
seine Anti-Haltung gegenüber dem preußischen Bürstenschnitt auszudrü-  
cken, und verschwand in der Natur, um sich in einer Gruppe Gleichgesinn-  
ter von bourgeois Sitten und der urbanen Kultur zu distanzieren.

Die moderne Gesellschaft produziert, und dies lässt sich aus den bishe-  
rigen Ausführungen ableiten, auf eine besondere Weise Persönlichkeitsty-  
pen und Sozialfiguren, die aus ihren privaten Situationen an die Öffent-  
lichkeit treten, um an ihren Körpern und mit ihrem Habitus Zeugnis über das  
Verhältnis von Individuum und Gesellschaft in den verschiedenen sozialen  
Schichten, Subkulturen und Alterskohorten abzulegen. Durch ihr mehr  
oder weniger auffälliges Verhalten und Handeln, mit dem sie gegen gängi-  
ge Erwartungen verstoßen oder diese überangepaßt erfüllen<sup>92</sup>, machen sie

dem alten »Dandyismus« bringt Peter-André Alt, Über den neuen Hedonismus, in:  
Kursbuch 79, Febr. 1985, S. 66ff. In beiden Bewegungen werde versucht, »Lebens-  
überdruß und Langeweile mit ästhetischen Argumenten zu kultivieren« (S. 67). Vgl.  
auch die Analyse des Dandyismus von Gerd Mattenklott in: ders., Bilderdienst. Ästhe-  
tische Opposition bei Beardsley und George, Frankfurt a.M. 1985 (erstmal 1970),  
S. 328ff.

**91 |** Siehe René König, Macht und Reiz der Mode, a.a.O., S. 223ff.

**92 |** Abweichung individualisiert stärker als Konformität. Dieser Effekt ergibt  
sich aus dem Umstand, daß konformes Verhalten »müheles mit der Erwartung läuft,  
während das Abweichen gegen die Erwartung durchgesetzt, oft mit Sicherheitsvor-  
kehrungen ausgestattet werden muß und dadurch höheren Aufmerksamkeitswert



nicht nur auf sich selbst aufmerksam, sondern legen mit ihrem Auftreten und ihren Ansprüchen Finger in die Wunden einer komplexen und komplizierter gewordenen Gesellschaft. Für die Präsentation auf den Straßen der großen Metropolen scheint gerade seit Ende der 60er Jahre das für die wissenschaftstheoretische Diskussion geprägte Motto des »anything goes« (Paul F. Feyerabend) zu gelten. Die Entwicklung komplexer Gesellschaften hat die Individualisierung weitergetrieben, den Wohlstand breiter gestreut, aber auch die Randgruppen stärker profiliert. Wo der Geschmack einer Zeit sich vorher in nur wenigen Stilformen zeigte, herrscht heute eine bunte Vielfalt, die auch entsprechend theatralisch aufgeführt wird.

Im folgenden wollen wir den Zusammenhang von Körper, Kommunikation und Modernität am Beispiel der Punk-Bewegung darstellen. Die *desparate Kommunikation*, mit der die Mitglieder dieser Gegenkultur das Gegenwartserleben durch eine No-future-Einstellung aufwerten und eine Selbstvergewisserung in einer als desolat beobachteten Gesellschaft durchzusetzen trachten, ist mit einer brachialen, noch vor einigen Jahren nicht für möglich gehaltenen Gewalt in die dominante Zeichenwelt urbaner Zentren eingebrochen.<sup>93</sup> Diese Kommunikation wird nonverbal am Körper externalisiert und chiffriert. Was der Punk-Körper zu sagen hat, ist Thema dieses Kapitels.

Die für die Entwicklungsgeschichte der Punk-Kultur zentralen Themen und Ereignisse lassen sich allgemein als Konsequenzen der gesellschaftlichen Modernisierung ansprechen. Wo unterschiedliche Funktionssysteme ausdifferenziert worden sind, die ihre Rationalitäten und Steigerungsambitionen wildwüchsig freisetzen, entstehen bei denjenigen, die diesem strukturell erzeugten Tempo nicht folgen können oder wollen, Reibungskosten

hat.« Siehe Niklas Luhmann, Die Autopoiesis des Bewußtseins, in: Soziale Welt, Jg. 36, 1985, H. 4, S. 429.

**93 |** Vgl. Jürgen Habermas, Einleitung, in: ders. (Hg.), Stichworte zur »Geistigen Situation der Zeit«, Frankfurt a.M. 1982 (erstmalig 1979), S. 33. Siehe detaillierter Boris Pentz und Günter Franzen, Last Exit, Punk: Leben im toten Herz der Städte, Reinbek bei Hamburg 1982. Zur Funktion der auf das Außergewöhnliche ausgerichteten Massenmedien bei der Verbreitung der Punk-Bewegung siehe Rolf Lindner, Punk, in: G. Stein (Hg.), Bohemien – Tramp – Sponti. Boheme und Alternativkultur, Frankfurt a.M. 1982, S. 245-258. Den fragwürdigen Versuch, die Selbstpräsentation von Punks in die Nähe laizistischer Bettelorden des Mittelalters zu rücken und ihre Gruppenbildung als Maßnahme zu werten, einen Gottesersatz in einer entzauberten Welt zu beschaffen, unternimmt Hans-Georg Soeffner, Stil und Stilisierung. Punk oder die Überhöhung des Alltags, in: Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hg.), Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements, Frankfurt a.M. 1987, S. 317-341; vgl. auch Deutscher Werkbund e.V. und Württembergischer Kunstverein Stuttgart (Hg.), Schock und Schöpfung. Jugendästhetik im 20. Jahrhundert, Darmstadt/Neuwied 1986, S. 113ff.

und Überforderungssymptome. Diese beeinflussen das Erleben und Handeln und können gleichsam am Körper veräußert werden. Das Unbehagen gegenüber der Modernität, wie es besonders von Jugendlichen und jungen Erwachsenen empfunden und in Revolten transformiert wird, richtet sich gegen die Abstraktheit, Technisierung, Anonymität und Unpersönlichkeit komplexer Gesellschaften, die ihre Wirkungen besonders drastisch in den Großstädten entfalten.<sup>94</sup> Was in der Wahrnehmung jugendlicher Punks zudem von Bedeutung ist und diese dazu gebracht hat, ihre Revolte in Gestalt einer Anti-Mode am Körper auszudrücken und zu visualisieren, sind Arbeitslosigkeit<sup>95</sup>, Langeweile<sup>96</sup>, Zukunftsangst<sup>97</sup>, Perspektivenlosigkeit, Übermilitarisierung, Grenzen der Wohlfahrtsstaatlichkeit und auch die unwirtlichen Lebensbedingungen in den Städten aufgrund urbaner Sanierungsmaßnahmen. In Reaktion auf diese Entwicklungen und Ereignisse läuft der eigenwillige, vornehmlich von weißen Unterschichtjugendlichen getragene Versuch ab, am Körper auf die Folgen fortgeschrittener gesellschaftlicher Modernisierung zu antworten. Die Genese der Punk-Kultur kann hierfür als Beleg angeführt werden: Sie entstand, bevor die Mode-, Musik- und Medienindustrie sie vereinnahmte, in den Vorstädten und Arbeiterghettos der englischen Metropolen, und zwar zu einer Zeit, in der gerade in England die »neue Armut« breite Teile der weißen Unterschicht erfaßt hatte.

Daß gerade Jugendliche und Heranwachsende ihre Auseinandersetzung mit der Gesellschaft und ihre subkulturellen Bewährungsproben oft-

**94 |** Die Qualität des Niederschlags gesellschaftlicher Funktionsprobleme auf der Ebene des einzelnen Akteurs variiert zweifellos nach Bedingungen, die mit sozialer Schichtung, Ressourcenverfügbarkeit, Alter, Geschlecht, Wohnort etc. zu tun haben. Daß die genannten Konsequenzen von Modernität bei einem deprivierten Jugendlichen der Unterschicht anders ausfallen als bei dem Mitglied einer gutsituierten Mittelschichtfamilie, liegt auf der Hand und beeinflusst dann auch die Wahl von Stil, Geschmack, Mode und subkultureller Anlehnung.

**95 |** Die hohe strukturelle Arbeitslosigkeit von Jugendlichen erscheint in diesem Zusammenhang als manifeste Folge einer am Prinzip des Kapitalertrags ausgerichteten Ökonomie und einer Sättigung des jugendrelevanten Beschäftigungssektors aufgrund starker Alterskohorten.

**96 |** Gefühle der Langeweile stellen sich als Erlebniskorrelate einer weit fortgeschrittenen Institutionalisierung und Routinisierung der Lebensbezüge und einer rigiden Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit ein.

**97 |** Aufgrund von Erfahrungen mit der modernen Gesellschaft werden nämlich auch Bilder möglicher Zukünfte projiziert, die den seit der Aufklärung formulierten Fortschritts- und Machbarkeitsvorstellungen und -hoffnungen zuwiderlaufen. Angesichts von Wettrüsten, Atomwirtschaft, Umweltzerstörung oder Arbeitslosigkeit verwundert es nicht, wenn die Durchsetzbarkeit hochgeschraubter Erwartungen gerade von denen angezweifelt wird, die vom Erwerbsleben ausgeschlossen sind, den arbeitslosen Jugendlichen.

mals am Körper durchführen, ist zunächst einmal darin begründet, daß der Körper für jeden prinzipiell vorhanden ist. In einer Lebensphase, in der andere Ressourcen in der Regel noch nicht zur Verfügung stehen, repräsentiert der Körper eine Instanz, mit deren Hilfe sich auch derjenige ausdrücken kann, der ansonsten wenig hat.<sup>98</sup> Der Rückgriff auf die eigene physisch-organische Nahwelt ermöglicht Jugendlichen, Verhaltensunsicherheiten zu überbrücken<sup>99</sup>, In- und Outgroups zu bestimmen und Selbstvergewisserung anzustreben. Die Jugend ist in diesem Zusammenhang weniger als eine biologische Tatsache anzusehen. Sie ist vielmehr Ergebnis gesellschaftlicher Transformationen und Definitionen. Zu einer eigenständigen, zeitlich gedehnten und sozial stabilisierten Altersphase wurde sie erst durch die Ausweitung des Bildungssystems infolge einer gestiegenen Nachfrage nach qualifizierter Arbeitskraft. Im Vergleich zur dominanten Erwachsenenkultur hat sie einen relativ instabilen Status inne. Jugendliche sind in der Tat weder Kinder noch Erwachsene.<sup>100</sup>

Als eine von den englischen Industriestädten ausgegangene Erscheinung der späten 70er Jahre kommt der Punk-Körper in den Innenbezirken

**98 |** Auf diesen Punkt haben wir bereits in Kap. II.2 hingewiesen.

**99 |** Auf die Verhaltensunsicherheit von Jugendlichen machte Helmut Schelsky in seiner Analyse der »skeptischen Generation« aufmerksam. Jugend wäre »jene Verhaltensphase des Menschen, in der er nicht mehr die Rolle des Kindes spielt [...] und in der er noch nicht die Rolle des Erwachsenen als vollgültigen Träger der sozialen Institutionen, also z.B. der Familie, der Öffentlichkeit und politischen Ordnung, der Rechts- und Wirtschaftsordnung [...] übernommen hat.« Zwischen der Intimität der Kleinfamilie und der bisweilen abschreckenden Zweckrationalität gesellschaftlicher Institutionen decke – so Helmut Schelsky – die Jugend die Übergangsphase zwischen primären und sekundären Sozialisationsinstanzen ab. Der einzelne wäre sich in dieser Zwischenzeit noch nicht eindeutig darüber im klaren, welchen Beruf er ergreifen kann oder will, und wie er sein Leben überhaupt führen soll. Siehe Helmut Schelsky, *Die skeptische Generation*, Düsseldorf 1957, S. 16. Vgl. auch die neuere Arbeit von E. Erickson, *Dimensionen einer neuen Identität*, Frankfurt a.M. 1975 (erst-mals 1974), S. 95ff.

**100 |** Jugend ist entgegen psychologischen Eingrenzungs- und Klassifizierungsversuchen nicht primär eine Angelegenheit des Alters. Von entscheidender Bedeutung ist vielmehr der jeweilige Partizipationsgrad in den gesellschaftlichen Funktionsfeldern Wirtschaft und Familie. »Als Jugendliche können in strikt soziologischer Klassifizierung nur diejenigen gelten, die einen vollen Erwachsenenstatus in den öffentlichen und privaten Lebensfeldern noch nicht eingenommen haben, d.h. im wesentlichen: noch keine feste Berufsposition im Arbeitssektor und noch keinen festen Elternstatus innerhalb einer eigenen Zeugungsfamilie eingenommen haben. Der 18jährige verheiratete Hilfsarbeiter, der schon eine Vaterrolle spielt, ist in diesem Sinne nicht mehr Jugendlicher.« Siehe Friedhelm Neidhardt, *Bildungs- und schichtsoziologische Ansätze zur Jugendforschung*, in: *Jugendwerk der Deutschen Shell* (Hg.), *Jugend zwischen 13 und 24*, Bd. I, Vorstudie, o.O. 1975, S. 69.

und Altbaugeländen der Städte ohne Umschweife direkt zur Sache. Er wird als Protest-, Konfrontations- und Verweigerungskörper genutzt, als Träger für Widerstand und ostentative Negation in Anschlag gebracht. Die Ästhetik der expliziten Subversion, der Feindschaft, des Asozialen, der Verwahrlosung und der Opposition zu dem, was ist und als bedrohlich und »beschlissen« definiert wird, bedient sich des Körpers und funktioniert diesen um zu einer Plakatwand der Gegenkultur und der sozialen Mißachtung. Der intime, primitive Körper tritt provozierend in die Öffentlichkeit, nicht um Gesundheit, Natürlichkeit und Fitneß anzustreben, sondern um sich im Rahmen eines surreal-expressiven Aufbegehrens als Kreatur des Rinnsteins, als Auswurf der Moderne herunterzustilisieren.<sup>101</sup>

Der Versuch, die eigene Subjektivität theatralisch darzustellen und zu erleben, wird als anarchische Anti-Haltung am Körper zur Schau gestellt. Die Innerlichkeit soll auf dem Umweg über die von anderen mißbilligte Äußerlichkeit zu ihrem Recht kommen. Es geht nicht um die militante Durchsetzung revolutionärer Ambitionen oder die Flucht in außerurbane Räume. Im Vordergrund steht vielmehr die Zerstörung allgemein akzeptierter Verhaltens-, Reinheits-, Schönheits- und Hygienecodes im Rahmen einer nonverbalen Kommunikation am Körper.<sup>102</sup>

Punks haben überfallartig vorgeführt, wie Unwahrscheinliches und Unzeitgemäßes in hochentwickelten Industriegesellschaften plötzlich sozial möglich werden können. Durch Rückgriff auf archaische Formen der Körpernutzung rebellieren und opponieren die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft gegen Konsequenzen der Modernität. Diese weißen Stadtindianer heben die Zivilisierung der äußeren Erscheinung auf und konfrontieren ihre Mitmenschen mit radikalen Gegenbildern. In ihrer »body-art« verkörpern sie außereuropäische Körperdekorationen, faschistische Embleme und andere provozierende Symbole.<sup>103</sup> In dem Erscheinungsbild von Punks, das bei genauerer Analyse aufschlußreiche Erkenntnisse über das Verhältnis von Körper und Gesellschaft liefert, erlebt das Korsett in modifizierter Form eine Renaissance. Punks umgeben ihre Körper nicht mit leichten, luftigen, saloppen und weiten Kleidern, sondern zwingen sie ein, schnüren sie in bewegungshemmenden »bondage suits« (Sklavenanzüge) zusammen. Der Körper wird durch Reißverschlüsse, Ketten, Hosen und Lederjacken eingekerkert. Schwere Militärstiefel erzeugen ein martialisches Bild. Sie lassen die

**101** | Zur Aufarbeitung der Punk-Kultur im Medium Film siehe »Sid und Nancy« von Alex Cox (England 1987).

**102** | Da die Herstellung sozialer Aufmerksamkeit im Vordergrund steht, hat diese Sonderform der Körperthematisierung eine andere Qualität als die eines Joggers, der mit Gesundheitsambitionen im Kopf die Grüngürtel oder Straßen der Metropolen erläuft und ein body-processing vornimmt.

**103** | Vgl. Michel Thévoz, *The painted body: the illusions of reality*, New York 1984, S. 126/127.

Füße schwer werden, wenn eine andere Fortbewegungsart als das Gehen eingeschlagen wird.

Punks entindividualisieren ihre Gesichter mit dekonturierenden Farbstichen.<sup>104</sup> Sicherheitsnadeln, Ringe und Ketten durchbohren Nasen, Backen und Hälse. Die Integrität des Körpers wird bewußt an jener Oberfläche verletzt, auf die die Körper- und Schönheitsindustrie ansonsten mit gegenteiligen Absichten einwirkt. Indem der Selbsthaß dieser sozialen »Underdogs« sich an der Epidermis austobt, die eigene Haut malträtiert wird, kann das gesunde Körperempfinden der Passanten angegriffen und Gegensätzlichkeit bewiesen werden. Punks »humanisieren« das Stachelhalsband als Zwangsmittel und Requisit für Hunde – hergestellt für Dressur und Schutz vor dem bissigen Zugriff anderer Vierbeiner – am menschlichen Hals und zweckentfremden es für Provokation und Abschreckung. Punks rasieren ihre Haare ab und färben den Rest mit grellen Farben. Sie staffieren den Körper mit billigen Utensilien aus, maskieren und markieren ihn mit Strapsen, Nylonstrümpfen und PVC-Behängen.

Punks zelebrieren damit nicht die Natürlichkeit des Körpers, sondern seine Künstlichkeit. Die »unnatürliche« Plastik-, Neon- und Betonkultur als materialisierte Folge des gesellschaftlichen »Fortschritts« wird so auf die Spitze getrieben und bis zum Exzeß am Körper gesteigert. Plastik als Inbegriff des Billigen, Alltäglichen und künstlich Hergestellten, das anderes, wertvolleres Material mühelos ersetzen kann<sup>105</sup>, wurde durch Punks als Bekleidungsstoff entdeckt. In einer Transformation aus der Welt des Abfalls (Müllsäcke), des Verpackens und Ausrangierens umhüllt sich der einzelne Körper mit der mythischen Botschaft, Abschaum und Dreck zu sein, menschlicher Abfall, jederzeit ersetzbar, wegwerfbar und überflüssig.<sup>106</sup>

**104 |** Wenn das Gesicht als der augenfällige Erscheinungsort von Individualität unkenntlich gemacht wird, verschwindet, wie Georg Simmel in seiner »Psychologie der Scham« feststellte, das Ich und »damit der Quellpunkt des Schamgefühls«. Siehe ders., Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl. Herausgegeben von Heinz J. Dahme und Otthein Rammstedt, Frankfurt a.M. 1983, S. 146.

**105 |** Hierauf machte Roland Barthes in seiner Analyse des Plastiks im Rahmen seiner »Mythologies« aufmerksam: »Le plastique en rabat, c'est une substance ménagère. C'est la première matière magique qui consente au prosaïsme; mais c'est précisément parce que ce prosaïsme lui est une raison triomphante d'exister: pour la première fois, l'artifice vise au commun, non au rare. Et du même coup, la fonction ancestrale de la nature est modifiée: elle n'est plus l'Idée, la pure Substance à retrouver ou à imiter; une matière artificielle, plus féconde que tous les gisements du monde, va la remplacer, commander l'invention même des formes [...] Le plastique est tout entier englouti dans son usage: à la limite, on inventera des objets pour le plaisir d'en user.« Siehe ders., Mythologies, Paris 1957, S. 172/173.

**106 |** Bereits Jahre vorher experimentierte der amerikanische Künstler Robert Rauschenberg mit der Einbeziehung jener Materialien, die gemeinhin als wertlos, kunstunspezifisch und ausgesondert angesehen wurden. Die Integration des Nicht-

Das »Impression management« (Goffman) mit Hilfe der eigenen Körperfassade erfährt eine deutliche Aufwertung. Das Mimicry, verstanden als das spielerische Sich-Maskieren, wird veralltäglicht. Stilelemente verdrängter Kulturen (Irokesenschnitt), verbotene Nazi-Symbole und Objekte der Perversion werden neben Gebrauchsgegenständen des alltäglichen Lebens (Rasierklingen, Nadeln)<sup>107</sup>, die aus ihren ursprünglichen Funktionskontexten herausgenommen wurden, symbolisch verfremdet am Körper getragen. Insofern verkörpern Punks enteignete Zeichen in dem Sinne, als sie an ihrem Äußeren Objekte theatralisch zur Schau tragen, die dort »eigentlich« nichts zu suchen haben. Die Rasierklinge gehört in der Regel ins Badezimmer, die Krawatte an den Hemdkragen und die Sicherheitsnadel in den Nähkasten. Löst man diese Utensilien aus ihren Gebrauchszusammenhängen heraus, trägt die Rasierklinge am Ohrläppchen, die Krawatte am nackten Hals, werden neue Zeichen gesetzt und alte überformt.<sup>108</sup> Die Schärfe der Rasierklinge bleibt, schockiert jetzt aber, weil sie eben nicht für eine

Ästhetischen, Alltäglichen und Banalen firmiert in der Kunsttheorie seitdem als »Junk-Art«. »Les déchets que Rauschenberg et d'autres incorporaient à leurs travaux avaient une signification subversive; ils glorifiaient tout ce qui est dépourvu de valeur, mis au ban de la société et méprisé [...]. Rauschenberg consolida radicalement son alliance avec le monde-image de la culture populaire et les artefacts de la vie quotidienne en insérant dans ses oeuvres des bouteilles de coca-cola, des animaux embaumés, des pneus de voitures, ainsi qu'une quantité de déchets détériorables, tout en faisant jouer contre ces intrusions frustes les qualités picturales propres à l'expressionnisme abstrait.« Siehe Sam Hunter, *La peinture américaine contemporaine*, Paris 1976 (erstmalig Mailand 1967), S. 19. Zur Einbeziehung von Industrieprodukten, Abfällen o.ä. siehe weiterhin die Arbeiten von Stankiewicz, Mallary und Chamberlain. Die Übergänge zur sog. Pop Art sind bisweilen fließend, da es auch in dieser Kunstform um eine Einbeziehung von Erzeugnissen der Massenkultur und der Unterhaltungsindustrie (popular art!) wie Reklame, Comics etc. geht. Siehe hierzu beispielsweise Andy Warhols »Campbell's Soup Cans« (1969) und Roy Lichtensteins Sprechblasenarbeiten »As I opened fire« (Triptychon 1964) oder »Crying Girl« (1964). Was die Junk-Art hingegen besonders betont, ist die Sphäre des Vergänglichen, Verrottenen und Ausrangierten.

**107** | Indem Punks alltägliche Gebrauchsgegenstände aus dem Kontext herauslösen und am Körper tragen, drucken sie sich das »Brandmal der Reproduktion« auf. Vgl. die Dadaismus-Analyse in: Walter Benjamin, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, a.a.O., S. 37ff.

**108** | Vgl. die Arbeiten von Roland Barthes über Struktur und Funktion von Zeichen in der japanischen Gesellschaft, in: ders., *Das Reich der Zeichen*, Frankfurt a. M. 1981 (erstmalig 1970). Zur Kleidung als Kommunikationsobjekt siehe ders., *Die Sprache der Mode*, Frankfurt a.M. 1985 (erstmalig 1967). Auf die Befreiung der Zeichen in der Moderne durch den Zugriff der Mode macht Jean Baudrillard aufmerksam. Siehe ders., *Der symbolische Tausch und der Tod*, a.a.O., S. 140f. (»Das Flottieren der Zeichen«).

Rasur genutzt, sondern als Schmuckstück an einem sensiblen Körperteil getragen wird.

Indem Punks Dessous und andere Artefakte des Sexuellen, Intimen und Triebhaften öffentlich tragen, entsublimieren sie die Erotik im wahrsten Sinne des Wortes auf eine skandalöse Weise. Aus dem Untergrund der privaten Lust, der Obsession, Perversion und Gegenmoral werden Objekte hervorgebracht, um auf den Straßen der Städte mit Konfrontationsabsichten vorgeführt zu werden. Punks setzen Affekte visuell, dezivilisierend frei. Die hierin ersichtliche Anti-Mode gewinnt ihre Reizwirkung aus der Differenz von privat/öffentlich und konform/deviant. Das Perverse besteht weniger darin, daß Punks Bestimmtes überhaupt tragen, sondern daß sie es öffentlich und ohne irgendwelche Skrupel den Augen der Mitmenschen präsentieren.<sup>109</sup> Durch die Einbeziehung von Fetischen aus der Symbolwelt des Sadomasochismus inszeniert der Punk seinen Körper, und über seinen Körper sich selbst, als nackt, leidend und triebhaft. Halsbänder, Ketten und Nadeln setzen künstliche, auto-erotische Zeichen. Sie signalisieren nicht nur eine Selbstverstümmelung, sondern fragmentieren den Körper und lassen diesen dadurch paradoxerweise nackter erscheinen, als er ist.<sup>110</sup>

Ein Gegenpol der über den Körper externalisierten Verstöße gegen den »Kodex der guten Sitten« (Boltanski), an dem die Punks ihre Revolte aufzäumen, ist nicht nur die Durchschnittskleidung erwerbstätiger Mitmenschen, sondern auch der Kleidungsstil einer vorangegangenen Jugendbewegung. »Punk und seine gemäßigte Vermassung unter dem Titel ›New Wave‹ bedeuten die radikale Negation der Hippie-Ästhetik, der Hippie wird bildlich gesehen auf den Kopf gestellt. Seine weichgezeichnete tannenbaumförmige Idealsilhouette verwandelt sich in eine hart kontrastierte mohrrübenförmige. Menschen, Kleidern und Haaren ist es auf einmal strengstens untersagt, sich entspannt hängen zu lassen, sie müssen stehen; je steiler, desto besser. Um die Schwerkraft zu überwinden, wird auf Köpfen mit den verschiedensten Rezepturen experimentiert: Zuckerwasser, Bier oder Kernseife bei Sonnenschein, Bohnerwachs oder Lack für den regenfesten Stand.«<sup>111</sup>

Geltende Schönheitsideale, wie sie beispielsweise in der Werbung an

**109** | Dies verdeutlicht die Aussage eines Punk-Mädchens: »Gestatten, ich bin ihr Trieb.« Zitiert in: Penth und Franzen, a. a. O., S. 174.

**110** | In diese Richtung geht die Analyse des Striptease von R. Barthes, *Mythologies*, Paris 1957, S. 174ff und von Jean Baudrillard, *Der symbolische Tausch und der Tod*, a.a.O., S. 167ff. Vgl. auch Mick Farren, *Black Power. Der Kult der schwarzen Lederjacke*, München 1987, S. 126ff.

**111** | Siehe Michael Sontheimer, *Post-Punk und Neo-Rokoko*, in: *Kursbuch*, Febr. 85, S. 155/156. Zur symbolischen Bedeutung der langen Haare in der Hippie-Bewegung vgl. P. Willis, »Profane Culture«, a.a.O., S. 111ff. Zur Transformation der Punk-Kultur in die »Neue Welle« vgl. Eckhardt Schmidt, *New Wave – Die Revolution der Realität*, in: G. Stein (Hg.), *Bohemien – Tramp – Sponti*, a.a.O., S. 260-266.

der physisch-sexuellen Attraktivität des weiblichen Körpers festgemacht werden, erfahren durch das Erscheinungsideal der Punks eine radikale Konterkarierung. Die traditionellen Geschlechterrollen werden durch Kleidung, Haartracht, Make-up egalisiert und nivelliert. Punks funktionieren die Stadtkerne um zu Bühnen einer auf Provokation angelegten Körpershow. Der durch die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit zurückgehaltene, nicht für ein Auffallen in der Öffentlichkeit gekleidete Körper des Alltagsmenschen wird durch ihr extrovertiertes Auftreten unzweideutig mit einem extremen Gegenbild konfrontiert. Der modernen Zivilisation, die eine ihrer Folgen – die strukturelle Arbeitslosigkeit der Jugendlichen und jungen Erwachsenen – gerade in den Städten zu spüren bekommt, wird durch diese exhibitionistische Körperpräsentation der Spiegel ihrer eigenen Defizite vorgehalten. Das chaotische, bunte und aggressive Außenseitertum, das sich des Mittels der Überstilisierung ins Unnormale, Dreckige, Ausgesonderte und Triebhaft-Sexuelle bedient und die Häßlichkeit des Körpers bewußt herstellt, um etablierte Normen lächerlich zu machen, ist eine Reaktion darauf, was jugendliche Stadtbewohner als moderne Gesellschaft wahrnehmen und ablehnen. Punks stellen den Ekel gegenüber dem Normalen, Alltäglichen als Ekel am und über den Körper nach außen theatralisch zur Schau.

In einer weitgehend desodorierten und desinfizierten Gesellschaft kann man mit der stilistischen Einbeziehung von Müll, Unrat und dem körpernahen Spazierentragen von Ratten als den archetypischen Symboltieren von Krankheit und Pestilenz nachhaltig schocken.<sup>112</sup> Punks werden dadurch, daß sie skandalös auftreten, zu einem »öffentlichen Ärgernis«.<sup>113</sup> Es macht anscheinend auch Spaß, als Paradiesvogel und Außenseiter behandelt und beobachtet zu werden. Aus der Angst und dem Abscheu des »Normalbürgers« vor einer Ansammlung derartig maskierter Punks leiten nicht wenige Mitglieder dieser Szene eine Art Lustgewinn ab – ähnlich, wie er in anderen Peergroup-Konstellationen auch zustande kommt, wenn die massive Selbstinszenierung einer Gruppe Abscheu und Haßgefühle bei Außenstehenden erzeugt. Die hiermit angesprochene sozial-integrative Bedeutung des Stils besteht vornehmlich in der Fähigkeit, Wir-Gefühle hervorzurufen, Identität zu stiften und Abgrenzungen vorzunehmen. Allerdings: Punks aktivieren die Abwehrmechanismen ihrer Umwelt durch ihren bewußten Konfronta-

**112** | Vgl. die Ausführungen von Alain Corbin, Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs, Berlin 1984 (erstmalig Paris 1982). Durch einen bewußt erzeugten Ekel können Beobachter »aus dem Gleichgewicht« gebracht werden. Vgl. Edward Gross und Gregory P. Stone, Verlegenheit und die Analyse der Voraussetzungen des Rollenhandelns, in: Manfred Auwärter/Edit Kirsch/Klaus Schröter (Hg.), Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität, Frankfurt a.M. 1976, S. 275-306.

**113** | Hierzu paßt es, daß sie, wie wir bereits bemerkt haben, Hakenkreuze und Anarcho-Zeichen als reine Provokationselemente an ihrer Kleidung befestigen oder in die Haut eintätowieren.



tionskurs so stark, daß direkte und langfristige Lerneffekte aus ihrem Lebensstil unwahrscheinlich werden. Was neben der negativen Sanktionierung durch staatliche Herrschaftsinstanzen bei Überschreitung geltender Rechtsnormen zutrifft, ist vielmehr ein Gewährenlassen mit der Konsequenz der visuellen und sozialen Gewöhnung einerseits und der ökonomischen Aneignung zentraler Stilelemente andererseits.<sup>114</sup>

Was jugendliche Subkulturen kreieren und an ihren Körpern darstellen, bleibt, wie der Zusammenhang von Punk und New Wave verdeutlicht, nicht ohne Konsequenzen auf Alltagsmode und Haute Couture. Die Ästhetik der Subversion wird raffiniert, aus dem Ursprungszusammenhang herausgenommen, dabei entschärft, und dann neuen Abnehmern angeboten. Die alltägliche Erscheinung von Minoritäten kann auf diese Weise zu einem reinen, zeitlich begrenzten Freizeitvergnügen umfunktioniert werden, das lediglich am Wochenende die Gemüter erregt. Die vormals alleinige Fixierung des Stils an die soziale Lage einer bestimmten Gruppierung geht infolgedessen verloren. Elemente wie Frisur, Kleidung, Sprache und Musik diffundieren in andere Schichten und werden mit Hilfe der Massenmedien sogar in andere Länder exportiert. Versatzstücke der Erscheinung von Punks – man denke nur an die Farbsträhne auf dem Haupt von Schülern, Sekretärinnen oder Ehefrauen – werden übernommen, auch wenn das Herkunftsmilieu abgelehnt wird. Mediatisierende Instanzen und Akteure wie Mode-Designer, Stadt-Bohemiens, Künstler und avantgardistisch orientierte Friseure, die sich allesamt auf der Suche nach Extravaganz und Neuheit befinden, sorgen für Publizität und Vermischung. Was vorher aus der Mülltonne herausgefischt oder mit dem Rasiermesser des Vaters vor dem Spiegel selbst erledigt wurde, bieten nun Spezialisten als »dernier crie« gegen ein teures Entgelt feil.

Eine zentrale Bedeutung für die Punkszene kommt ihrer schnell, aggressiv, laut und mit wenigen Griffen gespielten Musik zu. Sie ist auf körperliches Austoben und kollektives Ausflippen ausgerichtet. In bewußter Abkehr von der etablierten, auf Spezialistentum und Virtuosität orientierten Popmusik der 70er Jahre war die ursprüngliche Musik der Punks Ausdruck eines expliziten Dilettantismus auf seiten der Musiker. Indem jeder prinzipiell mitmachen konnte und sollte, der Lust und Mut hatte, sich spontan auf die Bühne zu stellen und Musik zu machen – ohne dies vorher einstudiert zu haben –, wird nicht Könnerschaft, sondern Laienwissen nachgefragt. Weniger das Resultat, als vielmehr der Prozeß der musikalischen Herstellung zählt. Wenn nicht das Ergebnis wichtig ist, sondern der Augenblick des subjektiven Handelns und Genießens, ist Expertentum in der Tat weniger bedeutsam.<sup>115</sup>

**114** | Michael Sontheimer verortet den Anbruch der »Post-Punk-Ära« bereits im Jahre 1978, also ein Jahr nach der »eigentlichen Geschmacksrevolution« des Sommers 1977 in London. Siehe ders., Post-Punk und Neo-Rokoko, in: a.a.O., S. 155.

**115** | Hier wird eine Parallele zu einem Phänomen deutlich, das auf den näch-

Schon die Namen der Gruppen spiegeln die Stimmung und die Wirklichkeitswahrnehmung wider, aus denen diese Musik entstanden ist. »Früher hießen die deutschen Gruppen GURU GURU, AMON DÜÜL, KRAAN [...] Ihre Ursprünge lagen eher in der (indischen) Mythologie als in der eigenen Realität. Ihre Musik war in Englisch, also unverständlich. Die deutsche Sprache hielten die Gruppen für zu schwerfällig und eckig. Heute heißen die Gruppen EINSTÜRZENDE NEUBAUTEN, NOTAUSGANG, ROTKOTZ, NICHTS, TRÄNENINVASION. [...] Die Namen sprechen für sich. Sie drücken Katastrophenstimmung aus (z.B. ABWÄRTS, BEERDIGUNG), sind aggressiv und destruktiv (HASS, KRACH), verhöhnen die Errungenschaften unserer Chemie- und Plastikwelt (NEONBABIES, NYLON EUTER, ÖSTRO 430) oder sind banal und langweilig wie der Alltag (TOTO LOTTO, SAAL 2). Sie spielen mit Religion (KORPUS CHRISTI), Sexualität (GEILE TIERE), Regierung (BUNDESREGIERUNG) und vor allem mit den Medien (BILDSTÖRUNG, SPRUNG AUS DEN WOLKEN) über Werbung (TEMPO, SINALCO FLUOR) bis Politik (DEUTSCH-AMERIKANISCHE FREUNDSCHAFT). Sie huldigen dem Kapitalismus und der organisierten Gewalt (OBERSTE HEERESLEITUNG).«<sup>116</sup>

Punks repräsentieren – folgt man dem Sloterdijkschen Schematismus von Zynismus und Kynismus – die Spielart eines anarchischen »Neo-Kynismus«. <sup>117</sup> Ihr »subversiver«, »theorieloser«, »gegen den Totentanz der Wissenssysteme« gerichteter Habitus ist in der Tat eine kynische Provokation. Als Kritik von unten wird sie am Körper übersteigert artikuliert und ist als ernstzunehmende Antwort auf die Zynismen der dominanten Hochkultur anzusehen, die komplexe Gesellschaften strukturell erzeugen. Indem gerade in den westlichen Industriegesellschaften die verschiedenen sozialen Teilbereiche ihre jeweiligen Funktionen mit korrespondierenden Codierungen, Moralien und Sondersemantiken zu steigern versuchen, und hierbei zunächst operativ geschlossen arbeiten, wird das Ganze der Gesellschaft zugunsten der jeweiligen Teilperspektiven aus dem Auge verloren. In einem »Irrenhaus« (Fromm), in dem mit zynischen Begriffen die Steigerung der eigenen Rationalität (Fortschritt, Wachstum, Verteidigung einerseits, Umweltzerstörung, Arbeitslosigkeit, Menschheitsvernichtung andererseits) unter Absehen der Nebenfolgen betrieben wird, fällt es gerade denjenigen schwer, sinnvoll zu leben, die als Jugendliche nicht integriert sind.

sten Seiten näher angesprochen werden soll, dem Dadaismus. Die Dada-Bewegung vor und nach dem 1. Weltkrieg fand einen ihrer Hauptdifferenzpunkte in der damals vorherrschenden, auf Perfektionismus und Verschönerung der Häßlichkeit orientierten Kunstszene, und antwortete hierauf mit einer Hochstilisierung von Laientum und Dilettantismus.

**116** | Siehe Bernd Hahn und Holger Schindler, Punk – die zarteste Versuchung seit es Schokolade gibt, Kassel 1982, S. 73/74.

**117** | Siehe Peter Sloterdijk, Kritik der zynischen Vernunft Bd. I und II, Frankfurt a.M. 1983, beispielsweise Bd. 2, a.a.O., S. 711ff (»Dadaistische Chaotologie«).

Interessanterweise griffen die Punks auf eine Lebenshaltung und Stilrichtung zurück, die mit zwar verschiedenen, dennoch aber durchaus vergleichbaren Antworten bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts an die Öffentlichkeit getreten war und diese ebenso schockiert hatte, die Dadaisten. Beiden zeitlich weit auseinander liegenden Bewegungen ist ein rigider Alltagspositivismus zu eigen. Punks und Dadaisten glauben, die Wirklichkeit unverfälscht und wahrhaftig erkannt und verstanden zu haben. Mit diesem Anspruch auf richtige Weltinterpretation geht eine bizarre Anerkennung der Realität einher. Es gilt, das Chaos despektierlich zu genießen, gleichsam nach dem Motto, das Jim Morrison (The Doors) schon Anfang der 70er Jahre formulierte: »I wanna have my kicks before the whole shithouse goes up into flames.« Wie auch immer die Angemessenheit dieser Weltsicht und Alltagsreduktion beurteilt werden mag, so sind die gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Existenz relativ eindeutig.

Nachdem der Fortschrittsglaube spätestens in den »Stahlgewittern« (E. Jünger) des 1. Weltkrieges verblutet und das Bild des Menschen als Vernunftwesen durch den Zynismus und Kulturchauvinismus der Politiker, Wirtschaftsführer und Militärs ad absurdum geführt worden war – mit der Konsequenz, daß der Dadaismus auf einen fruchtbaren Boden fiel –, erscheinen Punks zu einer Zeit, in der der Glaube an die soziale Gestaltungskraft der Gegenwart und die prinzipielle Offenheit der Zukunft in den Augen heranwachsender Jugendlicher unglaublich geworden war. »No future« wurde zu einem Schlagwort, das fortan nicht nur Punks benutzen. Zu dem kynischen Element der Punkszene paßt ein Zitat von Sloterdijk über den antiken Kyniker. Es zeigt gewisse Gemeinsamkeiten zwischen Punk-Kultur und antikem Kynismus: »Der antike Kynismus beginnt den Prozeß der nackten Argumente aus der Opposition, getragen von der Macht, die von unten kommt. Der Kyniker furzt, schießt, pißt, masturbiert auf offener Straße, vor den Augen des athenischen Marktes; er verachtet den Ruhm, pfeift auf die Architektur, verweigert den Respekt, parodiert die Geschichten von Göttern und Helden, ißt rohes Fleisch und Gemüse, liegt in der Sonne, scherzt mit den Huren und sagt zu Alexander dem Großen, er möge ihm aus der Sonne gehen.«<sup>118</sup> Die Aufwertung des Körperlichen oder, wie Sloterdijk es nennt, das »Prinzip Verkörperung«<sup>119</sup> ist in der Tat eine Gemein-

**118** | Siehe Peter Sloterdijk, a.a.O., S. 208. Der antike Diogenes protestierte gegen die polis in Gestalt eines aufsässigen, schamlosen, in der Öffentlichkeit inszenierten Exhibitionismus und war auf eine »animalische Selbstbehauptung«, auf ein Überleben in der Gegenwart ausgerichtet, in der eine Selbstverwirklichung als unmöglich durchsetzbar erschien. Siehe Klaus Heinrich, Antike Kyniker und Zynismus in der Gegenwart (1964), in: ders., Vernunft und Mythos. Ausgewählte Texte, Frankfurt a.M. 1983, S. 27-49.

**119** | Siehe ders., a.a.O., S. 214. Zur Figur des Kynikers vgl. auch die Aussagen von Jürgen Habermas im Rahmen seiner Buchbesprechung des Sloterdijkschen Werkes. Siehe ders., Zwischen Heine und Heidegger, in: Plasterstrand, Frankfurt

samkeit von kynischer Vernunft und Punk-Bewegung. Auch wenn die vornehmlich an den Körperöffnungen präsentierte Körperlichkeit der antiken Kyniker so auf den Straßen von Punks wohl kaum vorgeführt werden dürfte, ist die Wendung zum Körper ein charakteristisches Kennzeichen dieser jugendlichen Subkultur.

Der Punk-Körper wird ins Außeralltägliche transformiert und den Normalbürgern als Schreckerlebnis serviert. Mit Hilfe der an ihm festgemachten Zeichen und Mitteilungen erfolgt eine Auseinandersetzung mit der Vorherrschaft gesellschaftlich dominanter Verhaltenserwartungen. Der Protest läuft nicht außerhalb von Gesellschaft ab. Unterschiedliche Kommunikationen koppeln sich an diese Körper-Revolt an, so auch wirtschaftliche Interessen. Das Provokatorische wird demokratisiert und seines authentischen Gehalts beraubt. Punks, Mods, Skinheads, Hippies, Popper, Bodybuilder, Normalsportler und viele andere mehr projizieren sich an ihren Körpern in Signale hinein und reagieren so theatralisch auf eine zweifellos unterschiedliche Weise auf die »Semiokratie« (Baudrillard) der von ihnen als relevant definierten Umwelt. Über Kleidung, Bemalung, Tanz, Musik, Haartracht, dicke Muskeln oder gebräunte Haut bringen sie ihre Körper zum Sprechen. Wir-Gefühl, Vorlieben, Abneigungen, Konformität, Ignoranz oder Konfrontationsinteressen lassen sich so externalisieren.

Auch dieses Kapitel hat die Grundidee aufgegriffen, die uns mit unterschiedlichen Nuancen bereits vorher begegnete. Komplexe Gesellschaften regen nicht nur Langsamkeit und Schnelligkeit, Stadtfucht und urbane Wiedereroberung an, sondern stimulieren gleichzeitig auch Ausdrucksformen von Künstlichkeit und Natürlichkeit, Körpervernachlässigung und -aufwertung sowie Zukunftsbejahung und -verneinung. Gegensätze dieser Art können gleichzeitig in den Vordergrund gestellt und von Menschen theatralisch am Körper vor- und aufgeführt werden. Die Simultaneität des Paradoxen tritt in einem weiteren Zusammenhang zutage: Nicht nur Emotionalität und Expressivität sind gegenwärtig hochgeschätzte Werte, die sich korporalisieren lassen. Auch gegenteilige Verhaltensweisen wie Affektkontrolle und Körperdistanzierung genießen eine starke Nachfrage.

## 7 Coole Typen. Sozialfiguren der Selbstbeherrschung und Körperdistanzierung

Nach der Analyse der jugendlichen Minderheit, die als Punks auf Straßen und Plätzen mit ihren Körpern provoziert, soll dieses Kapitel das Gegenbild des coolen Typen skizzieren. In Anlehnung an eine aus dem anglo-amerikanischen Sprachraum stammende Begrifflichkeit werden wir damit jene Sozialfigur der Körperdistanzierung und Affektkontrolle bezeichnen, die ihr

14. – 17.6.1983, abgedruckt in: ders., Die neue Unübersichtlichkeit, Frankfurt a.M. 1985, S. 123f.

Selbst bewußt zu kontrollieren trachtet und dies in ihrem Verhaltensrepertoire übersteigert und körperlich pointiert zum Ausdruck bringt. Die Verarbeitung gesellschaftlicher Modernität kann, wie dieses Persönlichkeitsideal zeigt, nicht nur darin bestehen, daß der einzelne auf die körperverdrängenden Wirkungen komplexer Gesellschaften mit einer Aufwertung seiner Körperlichkeit reagiert, zum Beispiel durch ein gezieltes Training in Fitness-Studios, Sportvereinen oder ähnlichen Einrichtungen. Der Körper läßt sich auch als Darstellungs- und Mitteilungsmedium nutzen, wenn es um die demonstrative Wiedergabe jener Prozesse geht, die das typisch Zivilisatorische ausmachen, nämlich Affektdämpfung und Körperdistanzierung.<sup>120</sup>

Als derartige Sozialfiguren fallen zunächst die an Oberschichteninteraktionen teilnehmenden Akteure auf. Um die soziale Hierarchie zu symbolisieren, die Ausrichtung der Kommunikation auf Gleiche abzustützen sowie die Direktheiten und das Grobe der unteren Schichten zu konterkarieren, werden in diesen Zirkeln das Feine und Kultivierte prätentios zur Schau gestellt. Für einen englischen Gentleman wäre es, ebenso wie für eine englische Lady, undenkbar, sowohl in privaten als auch in öffentlichen Situationen die Kontrolle über Körper und Selbst zu verlieren und die Konsistenz der eigenen Rangdarstellung durch eine vulgäre Körperlichkeit zu durchbrechen. Wer hier als Ungleicher teilnimmt, hat sich nicht nur zurückzuhalten. Er muß auf zeremonielle Distanz gehen. Die sprichwörtliche »feine englische Art« ist so auch bei denjenigen Rolleninhabern zu beobachten, die Servicefunktionen in den Oberschichten ausüben – bei Dienern, Kutschern und Butlern.

Gerade letztere müssen ihre eigenen Verhaltensstandards gekonnt dem Habitus ihrer Herrschaften anpassen. Als Spezialisten für stilisierte Achtungserweise wachen sie über die Sphäre der Umgangsformen, Etikette und Rituale. Zu ihrer Selbstinszenierung gehört es, sich als unmaßgeblich, marginal und nichtvorhanden darzustellen. Die offen zur Schau getragene Unpersönlichkeit des typischen Butlers – aufrechter, steifer Gang, weiße Handschuhe, schwarzer Frack, eingefrorene Mimik – ist deshalb schon sehr früh, nämlich mit Heraufkunft von Massenpresse und Sozialkritik, zur Zielscheibe karikierender Darstellungen und Verunglimpfungen geworden. Wenn Rangbehauptungen unter den Druck von Gleichheitspostulaten geraten, können gerade die Verhaltensstilisierungen der Oberschicht Fremdbebachter zum Schmunzeln anregen.

Die unterkühlte Expressivität des Gentlemans gegenüber seinem Butler – und umgekehrt – ist nicht nur Bestandteil der in den gehobenen Schich-

**120** | Vgl. Norbert Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation* Bd. I und II, a.a.O., auch Helmut Plessner, *Zur Anthropologie des Schauspielers* (1948), in: ders., *Gesammelte Schriften VII. Ausdruck und menschliche Natur*, Frankfurt a.M. 1982, S. 403-418; besonders S. 407ff, ebenso – fast 50 Jahre vorher – Georg Simmel, *Der Schauspieler und die Wirklichkeit*, in: ders., *Brücke und Tür*, a.a.O., S. 168-175 (erstmalig 1912).

ten gepflegten Vermeidungsregeln gegenüber Außenstehenden. Sie hat zudem die Funktion, eine asymmetrische Rollenbeziehung zu stabilisieren, in der der hierarchisch Niedrigere aufgrund seiner Tätigkeitsmerkmale ein umfangreiches Hinter-den-Kulissen-Wissen erwirbt. Dies erfordert in der Tat Takt, Verschwiegenheit und distanzierte Loyalität. Die Beherrschung dieser für Oberschichteninteraktionen wichtigen Rollenleistungen kann nur derjenige erbringen und signalisieren, der persönliche Gefühle und Meinungen zurückhält und als eine immer kontrollierte Person auftritt.<sup>121</sup> Wer als Unperson und Hintergrundexistenz definiert und behandelt wird, kann nicht lautlärmend soziale Hierarchien unterlaufen. Die stoische Indifferenz des Butlers ist somit nicht nur ein Komplementärphänomen zum Verhalten seiner hochzivilisiert auftretenden Arbeitgeber. Es stellt insgesamt ein Mittel zur Feinregulierung einer durch Dominanz und Ungleichheit gekennzeichneten Interaktionsbeziehung dar.

Ein unpersönliches, körperdistanziertes Handeln im Gefolge des gesellschaftlichen Zivilisierungs- und Modernisierungsprozesses ist in vielen sozialen Bereichen typisch geworden. Wo der einzelne sich nicht als Gesamtperson einbringen kann, sondern sein Verhalten funktional auf spezifische Rollenaktionen auszurichten hat, muß ein unpersönliches Auftreten gelernt und verkörpert werden. Eine bewußte Kontrolle der eigenen Expressivität ist vor allem in Berufsrollen wichtig, die ihre primären Arbeitsleistungen im Rahmen öffentlicher Zeremonien und Rituale erbringen.<sup>122</sup> Es gehört beispielsweise zum Habitus der Priester- und Richterrolle, bedächtig

**121** | Vgl. die Tagebuch-Eintragungen des englischen Butlers Joseph Gray, wiedergegeben in: Frankfurter Allgemeine Magazin, 27.3.1987, Heft 369. Hier heißt es: »Sich bloß nicht gehen lassen! Bloß nicht ausschweifen! Allein im Medium – oder nennt man es Fluidum? – von Zwang, Langeweile und gestrenger Pflicht vermag sich die echte Würde eines Butlers zu entfalten, diese unterwürfige Zierlichkeit des Benehmens bei gleichzeitiger stolzer, hochauferichteter Körperhaltung. Das beginnt mit dem Haar; glatt gekämmt und glänzend muß es sein, mit einem wie mit dem Messer hineingeschnittenen Scheitel, der in der Verbeugung dem Herrn wie eine Rasierklinge über die Augen fährt [...] Ein guter Herr legt Wert darauf, nicht zu spüren, daß er bedient wird. Dazu bin ich als Butler da. Ich schiebe mich gleichsam zwischen den Herrn und die Dienerschaft. Ich transformiere das Dienen, das ja in der Tat etwas Aufdringliches hat, in ein Einfach-Geschehen. Allzu sichtbares Dienen kann ein herrschaftliches Haus ruinieren. Man kann das in den Häusern der Neureichen beobachten. In einem wirklich herrschaftlichen Haus geht es zu, als wären unsichtbare Heinzelmännchen am Werk [...] Ein Butler beherrscht seinen Herrn durch immergleiche Haltung, durch Gefühllosigkeit, Reglosigkeit. Ein Butler herrscht, indem er sich beherrscht.«

**122** | Zur Charakterisierung der Tagesschausprecher als »Deutschlands prominenteste Butler« mit den Attributen unpersönlich, unverbindlich, zuvorkommend, neutral und seriös siehe Viola Roggenkamp, Die drei von der Tagesschau, in: Die Zeit, Nr. 38, 11.9.1987, S. 73.

aufzutreten und Peinlichkeiten und Entgleisungen in der Selbstdarstellung zu vermeiden. Der Meßvollzug oder das Gerichtsverfahren würden in ihrer Würde ansonsten erheblich gestört.

Wir wollen an dieser Stelle darauf verzichten, weiterhin über die Künstlichkeiten von Oberschichteninteraktionen<sup>123</sup> oder die Darstellungserfordernisse traditioneller Professionen zu reflektieren. All dies ist interessant, bleibt im Hinblick auf die neueren und modischen Formen der Körperthematisierung allerdings marginal. Im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen steht die modernisierte Fassung einer Sozialfigur der Körperdistanzierung und Affektdämpfung, der coole Typ. Die modisch-affektierte Verhaltensstilisierung dieser Figur speist sich nicht aus einem sozialisatorisch in Oberschichten erlernten »Kodex der guten Sitten«, sondern leitet sich in erster Linie ab aus dem Posenreservoir der Kultur- und Medienindustrie und dem Indifferenzbedürfnis des individuellen Akteurs in potentiell überfordernden urbanen Situationen.

Der coole Typ repräsentiert nicht die kompensatorische Gegenreaktion auf Körperverdrängung, sondern thematisiert das Verdrängte am Körper. Die Transformation gesellschaftlicher Fremdwänge in personale Selbstzwänge sowie die Regulation des Verhaltens infolge der Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit führen – so Elias – zu einem Umbau individueller psychischer Strukturen.<sup>124</sup> Allerdings rufen diese Prozesse in der Phase fortgeschrittener Modernität auch die unterschiedlichsten personellen Externalisierungsversuche hervor. Es kommt nicht nur zu einer Internalisierung von Außenzwängen, sondern auch zu einer Externalisierung zivilisatorischer »Errungenschaften« am Körper. Die infolge der gesellschaftlichen Komplexität und Indifferenz gegenüber Person und Körper konturierte psychische Innenwelt reagiert auf die zivilisierte, affektarme und versachlichte Außenwelt nicht mit einem auf Spontaneität und Kommunikation ausgerichteten Gegenbild, sondern projiziert die Binnensphäre an die eigene Körperhülle.

Als Bezugspunkt unserer Überlegungen dient die modische Stilisierung des coolen Typen, wie sie vor allem in einigen Jugendgruppierungen zu beobachten ist. »Cool« sind nicht nur die Räume ihrer Trendkneipen oder ihre Kleidung<sup>125</sup>, sondern auch die Verhaltensweisen, die sie an den Tag bzw. die Nacht legen, und die Sprachcodes, mit denen sie kommunizieren und Differenzen beweisen, wenn sie kommunizieren. Was mit Hilfe

**123** | Vgl. Niklas Luhmann, *Interaktion in Oberschichten*. Zur Transformation ihrer Semantik im 17. und 18. Jahrhundert, in: ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik* Bd. I, Frankfurt a.M. 1981, S. 72-161.

**124** | Vgl. Norbert Elias, a.a.O., S. 312ff.

**125** | Unter der Überschrift »Männermode cool & lässig« warb kürzlich eine Bekleidungsfirma wie folgt: »Die Männermode zeigt sich in diesem Sommer von der lässigen Seite. Luftige Polos werden mit superleichten, topmodischen Bundfaltenhosen kombiniert. Ein cooler Look für heiße Tage.«

diverser Vorbilder und Klischees aus der Filmwelt nachgespielt und imitiert wird, ist gewissermaßen die jugendliche Freizeitversion des Medienhelden, der sein Selbst bei der Präsentation in der Öffentlichkeit demonstrativ bedeckt hält, keine Sentiments zeigt und sein Rollenspiel auch dann fortsetzt, wenn unerwartete Ereignisse aufgetreten sind. In der Tat, wer Risikosituationen verarbeiten kann, ohne den Kopf oder die Balance zu verlieren, wer Selbst und Situation unter den Bedingungen plötzlich eingetretener Kontingenzen in einem Zustand des Gleichgewichts zu halten vermag, der gilt gemeinhin als cool.<sup>126</sup> Derjenige hingegen, der unter denselben Bedingungen zittert, stottert oder andere unkontrollierte Körperäußerungen von sich gibt, wird als unsicherer oder gar ängstlicher Typ angesehen.

Ein cooler Typ hält seine Gefühle klein und klammert das körperlich-expressive Inventar in Interaktionszusammenhängen bewußt aus – mit der Besonderheit, daß dieses Nicht-Expressive wiederum selbst expressiv dargestellt wird. Innere Ergriffenheit darf äußerlich nicht gezeigt werden, weil sich hieraus Schwächen ableiten ließen und Außenstehende einen zu tiefen Einblick in die Binnenkomplexität der Psyche bekämen. Mimik, Gestik und Motorik dürfen nicht entgleisen, wenn man als cool eingeschätzt werden will. Wer nicht die Fähigkeit besitzt, Probleme jenseits eines normalen Routinehandelns auf eine coole Art und Weise zu lösen, kann zumindest durch ein lässiges Zigarettenrauchen<sup>127</sup>, einen gelangweilten Blick<sup>128</sup>, die Bewegungslosigkeit an der Theke oder entsprechende modische Accessoires funktional äquivalente Leistungen andeuten. Gerade das auf Lässigkeit stilisierte Rauchen mit dem berühmten Hängenlassen der Zigarette im Mundwinkel, wie es von James Dean, Humphrey Bogart und anderen kultiviert wurde, erscheint in diesem Zusammenhang als Mikrotechnik der coolen Selbstdarstellung, als Pose und Gestus der Indifferenz, als ein stoisches Ritual der Selbstkontrolle.

Der Coole inszeniert sich damit als ein Gegenbild zur Sozialfigur des Spontis.<sup>129</sup> Er legt keinen gesteigerten Wert auf spontanes, unüberlegtes

**126** | Zum Zusammenhang von Balancestrategien im Verhältnis von Selbst und Situation vgl. Edward Groß und Gregory P. Stone, Embarrassment and the analysis of role requirements, in: *AJS*, 70, 1964, S. 1-15.

**127** | Zur Gestik des Rauchens vgl. Wolfgang Schivelbusch, *Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft*, a.a.O., S. 197ff.

**128** | Auch die eingefrorene Mimik läßt sich wie das permanente Lachen als ein »mimischer Stoßdämpfer« (Walter Benjamin) interpretieren. Indem der einzelne signalisiert, nicht kommunizieren, sondern auf Distanz bleiben zu wollen, erweist sich die eingefrorene Gesichtsfassade als ausgesprochen funktional. Eine Sonnenbrille, die die Augenpartie abdunkelt und gegenüber den zudringlichen Blicken der Mitmenschen abschirmt, kann hilfreiche Dienste leisten.

**129** | Den »Spontis« geht es um Bedürfnisartikulation und -befriedigung, um Aufwertung von Subjektivität und Gegenwartsgenuß. Mit Hilfe von Versatzstücken aus der Soziologie und Psychologie wird von diesen Dauerbetroffenen das »Echte«



Handeln und Reden – was ihm in Gruppensituationen, die nicht seiner Wahl entsprechen, den Vorwurf einbringt, ein Fremder in der Gruppe bleiben zu wollen. Er ignoriert diejenigen, die viel reden und in der Frequenz ihrer Worte und in der Schnelligkeit ihrer Antworten Belege für Echtheit und Authentizität sehen – als ob es zwischen gesprochenen Worten und innerem Bewußtsein des Sprechenden keinen Unterschied gäbe. Auch die stürmischen Begrüßungs- und Abschiedsrituale in alternativen, emanzipativ ausgerichteten sozialen Kreisen sind ihm zutiefst zuwider.

Der Coole ist demzufolge ein Protagonist der gepflegten, nach außen abgeschotteten Innerlichkeit. Für ihn zählt das Nonverbale mehr als das Verbale. Letzteres wird von ihm sparsam und höchstens ausdrucksstabilisierend eingesetzt. Der Coole schätzt die Distanz, weil sie dem Streben nach Intimität entgegenläuft. Er schließt sich nicht der ungezügelten, lauten Begeisterung an, weil sie für ihn Ausdruck von Instabilität und Inkonsistenz ist. Durch den weitgehenden Verzicht auf verbale Kommunikation und die moderne Lächelpraxis verschreibt sich der Coole selbst eine nahezu mythische Würde. Wendet man das Klassifikationsschema formal/informell an, das Mary Douglas zur Analyse des körperlichen Symbolverhaltens nutzte, wäre der coole Typ ein Vertreter des Formalen, der auch in gering definierten sozialen Situationen ein entsprechendes Verhalten an den Tag legt – mit der Besonderheit, daß er seine Regeln hierfür selbst schreibt, und zwar unter Hinzuziehung bewährter Skripte. »Formalität ist ein Index für soziale Distanz, für wohldefinierte, allgemein sichtbare und voneinander abgehobene Rollen; und entsprechend ist informelles Verhalten ein Index für Rollenvermischung, Familiarität und Intimität. Weiter korrespondiert der hoch bewerteten Formalität die strikte Körperkontrolle, und zwar ganz besonders dort, wo die Kultur der Natur mit Entschiedenheit übergeordnet ist.«<sup>130</sup>

Der Platz des Coolen ist die Theke. Hier kann er sich abstützen und denen zuschauen, die sich bewegen. Ein cooler Typ tanzt in der Regel nicht, weil der Tanz seiner Vorliebe für permanente Selbstkontrolle zuwiderläuft. Auf einer von anderen einsehbaren Tanzfläche müßte er sich körperlich betätigen und ausdrücken. Wenn er überhaupt einmal tanzt, dann mit einem Minimum an Aufwand und Expressivität. Hierdurch wird klar, warum die Neonkneipen dieser Szene nicht über Tanzflächen verfügen. Das Typische ist das Ambiente des Kühlen und Sterilen. Weiße Kacheln am Boden und große Spiegel an den Wänden erzeugen eine modernistische Atmosphäre,

und »Konkrete« in jedem Satz mehrfach beschworen. Siehe Johannes Schütte, *Revolute und Verweigerung. Zur Politik und Sozialpsychologie der Spontibewegung*, Gießen 1980, S. 47. Zur Betonung des Spontanen im Rahmen der Club-Bewegung siehe Kap. II.8.

**130** | Siehe Mary Douglas, *Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur*, Frankfurt a.M. 1981, S. 107.

in der der einzelne sich fremd und alleingelassen fühlt. Die Besucher kommunizieren weniger mit der Sprache als mit den Blicken. Das Aktivitätszentrum des Coolen liegt in der Feinmotorik des Auges.

Wo der Körper ruhiggestellt wird, weil ein gelangweiltes Aussehen durch ein Zuviel an Bewegung gestört würde, erfährt der Blick eine Aufwertung.<sup>131</sup> Der einzelne kann voyeuristisch genießen, ohne daß er fürchten müßte, mit seiner Sehlust entlarvt zu werden. Die Dominanz »gefräßiger Augen« (Mattenklott) bei der Aneignung seiner Umwelt legt Zeugnis über die Entkörperlichungseffekte stadtgebundener Lebensführung ab. Wer nur die Augen wandern läßt und sich ansonsten ruhig verhält, reduziert das Risiko, bei der Präsentation des Selbst in der Öffentlichkeit Fehler zu begehen oder die Aufmerksamkeit anderer auf sich zu ziehen. Es kommt, wie am Beispiel dieser Lokalitäten deutlich wird, zu der paradoxen Erscheinung, daß die Verkörperung sozialer Distanziertheit in der Sozialität theatralisch aufgeführt wird. Indem der Coole hauptsächlich beobachtet und in einfachen Sozialsystemen vornehmlich durch Anwesenheit glänzt, kultiviert er die Sozialfigur des Fremden, der an seinem Körper und in seinem Auftreten die Einheit von Nähe und Ferne zu symbolisieren trachtet. Der Coole spielt – in Umkehrung der Simmelschen Formulierung – den Fernen, der zwar räumlich nah, sozial aber auf Distanz gegangen ist.<sup>132</sup>

Eine coole Zurschaustellung wird, um auf eine besonders extravagante Auffälligkeit hinzuweisen, in einer Variante der Jugendkultur gepflegt, die seit Ende der 70er Jahre unter dem Namen »New Wave« bekannt geworden ist. In einer auf die Darstellung und Überhöhung von Normalität und Durchschnittlichkeit spezialisierten Ästhetik werden Elemente aus jener Stadtbohème eingearbeitet, die nach dem 2. Weltkrieg ein existentialistisch beeinflusstes Leben in den europäischen Metropolen (vornehmlich Paris) erprobte. Das provozierende Schwarz, das Juliette Greco in Rollkragenform in den Kellern der sich avantgardistisch gebenden Pariser Kulturwelt trug, um ihrem schwarzen Humor, der von Sartre inspirierten negativen Philosophie und ihrem politischen Protest Ausdruck zu geben<sup>133</sup>, erlebt in Verbindung mit dem Versuch, ein cooles Auftreten zu inszenieren, eine interessante Wiedergeburt.

In ihrer Analyse der zeitgenössischen Jugendkultur gehen Sommer und Wind auf eine Spielform dieser »Neuen Welle« ein, den sog. »Neo-

**131** | Vgl. unsere Ausführungen zum Flaneur in Kap. II.3 und II.4. Auf die Dominanz des Auges im städtischen Leben wies bereits Georg Simmel zu Anfang des letzten Jahrhunderts hin. Siehe ders., *Soziologie*, a.a.O., S. 484ff. Zur »Prestigehierarchie unserer Sinne« vgl. auch Walter Herzog, *Der Körper als Thema der Pädagogik*, in: Hilarion Petzold (Hg.), *Leiblichkeit*, Paderborn 1985, S. 278ff.

**132** | Vgl. Georg Simmel, *Der Fremde*, in: ders., *Das individuelle Gesetz*. Philosophische Exkurse, herausgegeben von Michael Landmann, Frankfurt a.M. 1968, S. 63.

**133** | Siehe R. König, *Macht und Reiz der Mode*, a.a.O., S. 223.

Exi«. Dieser versuche vordergründig, auf eine subtile Weise hintergründig zu erscheinen: »Vom Äußeren her eine schärfer konturierte Neuauflage der Neuen Existentialisten aus den 50ern, hält er (der Neo-Exi, KHB) seine Grundfärbung in gepflegtem Schwarz. Die Haare sind schwarz gefärbt, streng zurückgekämmt, der Nacken ist sorgfältig ausrasiert. Hals und Kopf scheinen vom ebenfalls schwarzen Rollkragen geradegehalten zu werden. Die von einem schmalen Gürtel durchzogene Bügelfaltenhose setzt die schwarze Linie bis zu den wiederum schwarz umflorten Knöcheln fest.«<sup>134</sup>

Gibt man sich mit der Beschreibung einer coolen Äußerlichkeit im Rahmen einer bestimmten Jugendszenerie nicht zufrieden, und fragt nach den Bedingungen der Möglichkeit ihres Auftretens, wird folgender Zusammenhang deutlich. Die Hochschätzung derartiger Verhaltenssyndrome kommt nicht von ungefähr, wie man auf den ersten Blick meinen könnte. Daß ein cool wirkender Typ von nicht wenigen Jugendlichen als positives Leitbild und Persönlichkeitsideal angesehen wird, verweist vielmehr auf gesellschaftliche Randbedingungen. Die Reduktion auf mikrosoziale Encountersituationen, wie sie vor allem im Dramaturgischen Interaktionismus (Goffman) anzutreffen ist<sup>135</sup>, läßt sich durch die Einbeziehung dieser umfassenderen Perspektive analytisch erweitern.

»Coolness« erscheint dann nicht nur als Bestandteil irgendeines modisch inspirierten Trends auf dem Jahrmarkt der menschlichen Eitelkeiten. Dies ist lediglich als ein Oberflächenindikator für ein tiefersitzendes Phänomen zu werten. Das innere Anliegen und die Substanz des coolen Verhaltens sind in der Aneignung durch die Mode- und Freizeitindustrie bereits verlorengegangen. Der Außenseiter wird als Pose verkauft und massenhaft angeeignet. Lediglich das Äußere ist in dem Prozeß der wirtschaftlichen Verwertung übrig geblieben. Hierhinter steht vielmehr der Versuch zivilisierter Menschen<sup>136</sup>, die Kontrolle über das eigene, in öffentlichen Situationen geforderte Selbst durchzusetzen. Ein cooles Auftreten stellt die Reaktion von Personen auf gesellschaftliche Veränderungen und deren Konsequenzen dar, wie sie vor allem in den modernen Großstädten erfahren werden. In einer schnellfluktuierenden, verwirrenden und prekären Zeit, in der nichts mehr sicher ist, Zukunftserwartungen enttäuscht werden und der Zerfall allgemein gültiger Wahrheiten fortschreitet, erleben Inter-

**134** | Siehe Carlo Michael Sommer und Thomas Wind, Jugend-Stil, in: *Psychologie heute*, Okt. 1985, S. 24. Vgl. die Ausführungen zum »kalten Körper« in: Gert Mattenklott, *Wiederkehr und Verabschiedung des Körpers*, in: Thomas Ziehe/Eberhard Knödler-Bunte (Hg), *Der sexuelle Körper. Ausgeträumt?* Berlin 1984, S. 78.

**135** | Vgl. Erving Goffman, *Behavior in Public Places*, New York und London 1963; ders., *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*, Frankfurt a.M. 1971, S. 164ff, besonders S. 246f (erstmalig 1967); auch Stanford M. Lyman und Marvin B. Scott, *Coolness in Everyday Life*, in: Marcello Truzzi (Hg), *Sociology and everyday Life*, Englewood Cliffs 1968, S. 92-101.

**136** | »Zivilisiert« im Sinne von Norbert Elias.

aktionsvorgaben und Identitätsentwürfe eine Renaissance, die auf ein kühles, distanziertes Auftreten und Handeln in den verschiedenen sozialen Lebenswelten ausgerichtet sind.<sup>137</sup>

In der Sozialfigur des Coolen werden, wie es scheint, archetypische Bilder und Mythen reaktiviert und beschworen, in denen der einzelne – ohne große Worte zu verlieren – außeralltägliche Situationen schnell und effektiv bereinigt. Der einsame, heimatlose Einzelgänger, der aus der Weite des ländlichen Raumes oder dem »Dickicht der Städte« kommt, sich für die Aktion entscheidet und nahezu existenzphilosophisch dem unausweichlichen Showdown entgegensieht, um nach der Lösung des Problems wieder in der Ferne zu verschwinden<sup>138</sup>, findet in der von uns beschriebenen Figur gleichsam sein modernes, urbanisiertes und veralltäglichtes Korrelat. Warum?

Die Selbstbehauptung des Individuums ist besonders in den Städten ein Dauerproblem, gerade für Jugendliche, deren gesellschaftlicher Status noch nicht eindeutig definiert und gefestigt ist. Die Suche nach einer verlässlichen Identität fällt so auch in der Jugendphase entsprechend intensiv aus und führt dann zu jenen Thematisierungsversuchen von Subjektivität, Körperlichkeit und Eigentlichkeit, in denen auf bereits vorliegende Muster der Lebensbewältigung zurückgegriffen wird. Aus diesem Grunde werden gerade diejenigen mythischen Bilder wiederbelebt, die sich in geringstrukturierten, gefährlichen sozialen Situationen bereits bewährt haben: der »lonely rider« des Wilden Westens und der hartgesottene Detektiv im Asphalt-Dschungel der Großstadt vermitteln eine nahezu auratische Faszination beim Zuschauer.<sup>139</sup> Die Sicherheit ihres Auftretens, die Kargheit ihrer Sprache, die Effektivität ihres Handelns und die Distanziertheit gegenüber anderen können in einer Zeit zweifellos beeindruckend, in der das Verbalisieren sozialer Probleme deren Lösung oftmals nicht weiterbringt. Die von Humphrey Bogart, Charles Bronson, Clint Eastwood, Steve

**137** | Eine deutlich coole Komponente zeigt sich beispielsweise auch im Professionsbegriff.

**138** | Vgl. hierzu Will Wright, *Sixguns & Society. A Structural Study of the Western*, Berkeley u.a. 1975; vor allem seine Ausführungen zur Struktur des Westernmythos, S. 16ff. Zur »autoritativen Übermacht des Raumes« im mythischen Kino siehe Hans-Thies Lehmann, *Die Raumfabrik – Mythos im Kino und Kinomythos*, in: Karl Heinz Bohrer (Hg.), *Mythos und Moderne*, Frankfurt a.M. 1983, S. 580ff. In einem Psychogramm versuchte Gert Raeithel die horizontale Mobilität der US-Amerikaner, ihre hohe Wertschätzung für Individualität und Angstlust im Sinne einer psychischen Grunddisposition zu erklären (Auswanderer, puritanische Einflüsse, topographische Besonderheiten). Siehe ders., »Go West«. Ein psychohistorischer Versuch über die Amerikaner, Frankfurt a.M. 1981.

**139** | Zum Topos der Großstadt als Dschungel, der bereits im 19. Jahrhundert (Eugène Sue, *Les Mystères de Paris*, 1848) auftaucht, siehe Wolfgang Reif, *Zivilisationsflucht und literarische Wunschträume*, Stuttgart 1975, S. 118ff.

McQueen und anderen verkörpert kühlen Männer sterben insofern nicht, auch wenn sie ihre Aktionen im Film nicht überleben. Ihre Habitusformen sickern in das Bewußtsein, werden kopiert und als Vorbilder für den Alltag zu Rate gezogen. Der coole Akteur wird für viele zu einem Leitbild für individuelle Selbsterhaltung und Handlungsfähigkeit im Kontext persönlicher und gesellschaftlicher Unwägbarkeiten.

Cooler Frauenbilder sind in der Medienwelt noch in der Minderzahl. Eine Ausnahme bildet gegenwärtig die farbige Sängerin und Schauspielerin Grace Jones, die von der Werbeindustrie als cooler Vamp vermarktet wird. Als »belle dame sans merci« trat sie als Widersacherin in dem James Bond Film »Im Angesicht des Todes« auf. In dem Film »Vamp« (USA 1986) darf die coole Grace als Vampir Zähne zeigen. Hiermit wird die klassische Figur der Femme fatale wiederbelebt, die mit ihrer lasziven Verführungskunst selbst den Tod zum erotischen Genuß werden läßt. Der Mann unterwirft sich – so die Männerphantasien seit Mitte des 19. Jahrhunderts – der sexuell geprägten Herrschaft dieser Angst und Lust in gleicher Weise induzierenden Frau, die mit ihrer dekadenten, drogenähnlichen Sinnlichkeit den so Unterdrückten ins Verderben führt.<sup>140</sup>

Wenn wir in diesem Zusammenhang die Bedeutung von Urbanität ins Spiel bringen, fällt unmittelbar Georg Simmel mit seinen Reflexionen über die Moderne und die Großstadt ein. In seiner Analyse der »Blasiertheit« und »äußeren Bescheidenheit« spricht er Komponenten und Randbedingungen des großstädtischen Menschentyps an, die auch für unsere weiteren Ausführungen von Bedeutung sind. Der coole Typ wird – verbleibt man in dem Argumentationsmuster und in der Sprache Georg Simmels – von der Dynamik der sich in den Großstädten entfaltenden Geldwirtschaft und Arbeitsteilung sowie von der räumlichen Verdichtung vieler Menschen auf engstem Raum strukturell modelliert. Ein cooles, die äußere Gleichgültigkeit bis auf die Spitze treibendes Auftreten in der Öffentlichkeit wäre demzufolge als eine »großstädtische Extravaganz« zu werten, als eine Konsequenz der »Atrophie der individuellen durch die Hypertrophie der objektiven Kultur«.<sup>141</sup> Jene Verhaltensmerkmale fließen mit ein, die Simmel als »blasiert« und »reserviert« bezeichnet hat. »Das Wesen der Blasiertheit ist die Abstumpfung gegen die Unterschiede der Dinge, nicht in dem Sinne, daß sie nicht wahrgenommen würden, wie von dem Stumpfsinnigen, son-

**140** | Das Bild der Femme fatale taucht bereits bei Charles Baudelaire auf. Vgl. ders., Die Verwandlungen des Vampir (1857), in: Gerd Stein (Hg.), Femme fatale – Vamp – Blaustumpf. Sexualität und Herrschaft, Frankfurt a.M. 1985, S. 43/44. Zur Analyse der frühen Vamp-Filme (20er und 30er Jahre) siehe Siegfried Kracauer, Der Vamp-Film, in: a.a.O., S. 157-160.

**141** | Siehe Georg Simmel, Die Großstädte und das Geistesleben, in: M. Landmann (Hg.), a.a.O., S. 241. Zum »Blasierten« vgl. G. Stein (Hg.), Dandy – Snob – Flaneur, a.a.O., S. 139ff mit Texten von A. Schnitzler, Felix Dormann, Thomas Mann, Robert Walser und Otto Fenichel.

dern so, daß die Bedeutung und der Wert der Unterschiede der Dinge und damit der Dinge selbst als nichtig empfunden wird. Sie erscheinen dem Blasierten in einer gleichmäßig matten und grauen Tönung, keines wert, dem anderen vorgezogen zu werden. Diese Seelenstimmung ist der getreue subjektive Reflex der völlig durchgedrungenen Geldwirtschaft; indem das Geld alle Mannigfaltigkeiten der Dinge gleichmäßig aufwiegt, alle qualitativen Unterschiede zwischen ihnen durch Unterschiede des Wieviel ausdrückt, indem das Geld, mit seiner Farblosigkeit und Indifferenz, sich zum Generalnenner aller Werte aufwirft, wird es der fürchterlichste Nivellierer [...]«<sup>142</sup>

Die Gleichgültigkeit im Auftreten, die Simmel im Blasierten anspricht, sieht er durch die Reserviertheit ergänzt: »Die geistige Haltung der Großstädter zueinander wird man in formaler Hinsicht als Reserviertheit bezeichnen dürfen. Wenn der fortwährenden äußeren Berührung mit unzähligen Menschen so viele innere Reaktionen antworten sollten, wie in der kleinen Stadt, in der man fast jeden Begegnenden kennt und zu jedem ein positives Verhältnis hat, so würde man sich innerlich völlig atomisieren und in eine ganz unausdenkbare seelische Verfassung geraten. Teils dieser psychologische Umstand, teils das Recht auf Mißtrauen, das wir gegenüber den in flüchtiger Berührung vorüberstreichenden Elementen des Großstadtlebens haben, nötigt uns zu jener Reserve, infolge deren wir jahrelange Hausnachbarn oft nicht einmal von Ansehen kennen und die uns dem Kleinstädter so oft als kalt und gemüßlos erscheinen läßt.«<sup>143</sup> Soweit die Ausführungen von Georg Simmel zur Übermächtigung des Individuums durch die erdrückende Last der objektiven Kultur.

Der Versuch, mit dem symbolischen Arsenal bewährter Vorbilder eine Kontrolle über Selbstdarstellung und körperlichen Gesamtausdruck durchzusetzen, stellt eine Sonderform von Selbstbehauptung und Ich-Kontrolle dar, in der die Abstraktheit, das Tempo und die Anonymität des modernen, städtischen Lebens durch eine affektiv-neutrale, die Gestik, Mimik und allgemeine Körperlichkeit einfrierende Indifferenz gegenbalanciert werden. Das Selbst versucht sich durch kühle Distanziertheit zu schützen, weil es ansonsten das prekäre Gleichgewicht in den potentiell überfordernden urbanen Situationen verlieren würde, und externalisiert dies am eigenen Körper.

Ein nicht unwichtiger Aspekt ist bisher ausgespart geblieben. Ihn nicht einzubeziehen, hieße, das Bild des coolen Typen unscharf zu zeichnen. Die Ergänzung zu den bisherigen Ausführungen läßt sich aus der Erkenntnis

**142** | Siehe Georg Simmel, a.a.O., S. 232/233. Zur Ästhetisierung von Blasiertheit und Reserviertheit siehe Georg Lohmann, Die zögernde Begrüßung der Moderne. Zu Georg Simmels Diagnose moderner Lebensstile, in: Burkhard Lutz (Hg.), Soziologie und gesellschaftliche Entwicklung. Verhandlungen des 22. Deutschen Soziologentages in Dortmund 1984, Frankfurt a.M., New York 1985, S. 546f.

**143** | Ebenda, S. 233/234.

ableiten, daß Menschen in komplexen Gesellschaften in den verschiedenen sozialen Situationen ein bisweilen unterschiedliches Verhalten an den Tag legen und zudem nicht nur über einen einzigen Modus verfügen, sich über ihre Körper auszudrücken. Sie können auf gleiche Randbedingungen auf eine extrem gegensätzliche Weise reagieren. Wer im Rahmen seiner außerhäuslichen Freizeit den Coolen mimt, kann im privaten Bereich ein durchaus emotionaler und spontaner Mensch sein. Der sozial engagierte Student, der am Vormittag für die Emanzipation der Frau auf die Straße geht, kann am Abend den Haustyrannen spielen. Jenseits der Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit zeigt sich, daß derjenige, der in einer spezifisch öffentlichen Situation sein Selbst kontrolliert, seine Affekte dämpft und sein Körpergebares als cool stilisiert, auf einer anderen öffentlichen Bühne gegenteilig reagieren kann. Die Verkörperung von Selbstbeherrschung und Affektkontrolle kann sich somit auf ein Inszenierungsfeld beschränken.

Soweit zur Darstellung dieser Sozialfigur, ihren theatralischen Selbstdarstellungsstrategien und Verhaltensstilisierungen sowie zur Gleichzeitigkeit von Emotionalität (»der Sponti«) und Selbstbeherrschung. Die coolen Typen waren für den Argumentationsgang dieser Arbeit insofern von Bedeutung, als sich an ihnen die gekünstelte Verkörperung der zivilisatorisch durchgesetzten Körpervdrängung und Affektdämpfung zeigen ließ. Die moderne Gesellschaft bringt den Körper und die Affekte einerseits in vielen Bereichen zum Schweigen. Die Mode-, Freizeit- und Unterhaltungsindustrie bietet andererseits Reaktionsschablonen an, in denen der einzelne selbst dies noch am Körper ausdrücken kann. Die Ästhetisierung des Sichbedeckt-Haltens in der Menge stellt auf der personalen Ebene einen subtilen Versuch der Selbstbehauptung gegen die Überforderung der Moderne dar. Im Hinblick auf die Generierung von sozialer Aufmerksamkeit kann der Coole mit seiner bedeckten Expressivität funktional äquivalente Leistungen im Vergleich zu jenen mehr oder weniger aufdringlichen Formen der Körperpräsentation hervorrufen, die bisher behandelt worden sind.

Um das Bild körperbezogener Reaktionen auf Modernität abzurunden, soll das nächste Kapitel einen Komplex analysieren, der die räumliche, touristisch motivierte Absetzbewegung aus den Städten beschreibt und zudem diejenigen Paradoxien entwickelter Industriegesellschaften exemplarisch aufzeigt, die unmittelbar entstehen, wenn letztere durch eine Aufwertung von Körperlichkeit und spaßbezogener Kommunikation auf sich selbst reagieren. Ein für komplexe Gesellschaften typischer Anpassungsmechanismus, der das Verhältnis von Körper und Gesellschaft maßgeblich beeinflusst, kommt damit in das Untersuchungsgeraster hinein: die Zurichtung von Gegenbewegungen durch die Wirtschaft. Im Rahmen einer Fallstudie sollen die Kolonisierung des Körpers durch die Ökonomie am Beispiel einer Organisation der Freizeit- und Tourismusindustrie und die in diesem Kontext ablaufende Aufwertung von Animation und Spaßkultur angesprochen werden. Die Ausführlichkeit und die Detailliertheit der Analyse liefern ein gutes Anschauungsmaterial und helfen dabei, eine Balance herzustellen

zwischen abstrakten und theoretischen Erörterungen einerseits und »handgreiflichen« Belegen andererseits.

## 8 Animierte Körper und spaßbezogene Kommunikationen. Eine Fallstudie zur Club-Bewegung

Im Gegensatz zu vorindustriellen Zeiten, in denen der Raum jenseits des eigenen Horizontes als bedrohlich erschien, und ohnehin auch nur von einer Minderheit bereist werden konnte, hat die Ferne heutzutage ihre Unheimlichkeit weitestgehend verloren.<sup>144</sup> Ganz im Gegenteil scheint es einen Mythos der Ferne zu geben, der auf der Grundlage bezahlter Urlaubstage dann auch von breiten Bevölkerungsschichten alljährlich »erlebt« werden kann. Die Tourismusbranche nutzt, fördert und profitiert von diesem Drang in die Ferne, kapitalisiert ihn, indem sie Transport, Unterbringung und Animation besorgt.

Mag die Befriedigung des Fernwehs zur Erklärung der starken Reise-lust in entwickelten Industriegesellschaften in vielen Fällen ausreichen, genügt der alleinige Hinweis auf individuelle Bedürfnisdispositionen nicht zur Einordnung und Plausibilisierung einer besonderen Organisationsform im modernen Tourismus, der sog. Cluburlaube. Was hier erfolgreich vermarktet wird, legt vielmehr Zeugnis ab, was im Laufe des europäischen Zivilisationsprozesses zunächst verschüttet wurde, mit der Heraufkunft von Freizeit und Tourismus den Urlaubern von bestimmten Wirtschaftsunternehmen mit bemerkenswerten Erfolgen als Inklusionsangebote unterbreitet wird.

Es zeigt sich nämlich, daß die von der Wirtschaft in die Wege geleiteten Inklusionsversuche breiter Bevölkerungsschichten anhand der semanti-

**144** | Sieht man von den berufsbedingten Fernreisen der Händler, Entdecker, Mönche und Soldaten sowie von den Raumfluktuationen höfischer Kreise aus Gründen der sozialen Kontrolle und des Vergnügens einmal ab, so zählen die Bildungsreisen junger Adelliger, die Wanderjahre der Gesellen und die Badereisen des städtischen Bürgertums in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu den Frühformen des Tourismus in Europa. Der Massentourismus im Sinne einer zeitlichen und räumlichen Verdichtung des Reisens und einer breiteren sozialen Streuung der Reisenden über bestimmte Schichten hinweg konnte sich erst auf der Grundlage eines allgemeinen Wohlstandes, einer finanzierten temporären Freisetzung von der Berufsarbeit und einer Ausdifferenzierung eines korrespondierenden Dienstleistungssektors durchsetzen. Insofern ist der Massentourismus ein Phänomen des späten 20. Jahrhunderts – und damit auch ein Reflex auf fortgeschrittene gesellschaftliche Modernisierung und Urbanisierung. Vgl. Erwin K. Scheuch, *Ferien und Tourismus als neue Formen der Freizeit*, in: ders. und Rolf Meyersohn (Hg.), *Soziologie der Freizeit*, Köln 1972, S. 304ff.



schen Kategorisierung von Künstlichkeit versus Natürlichkeit und Industriegesellschaft versus Natur erfolgen. Die in das Bewußtsein der Menschen gedrungene und durch die Massenmedien auch präsent gehaltenen Probleme entwickelter Industriegesellschaften könnten, so der Anspruch, durch gezielte Aktivitäten und ein Mehr an unverfälschter Natur temporär kleingearbeitet werden. Für die Außendarstellungsstrategien der damit befaßten Freizeitindustrie ein Beispiel: »Tiefblaue Buchten und goldfarbene Strände. Landschaften, von Sonne und Klima verwöhnt. Länder voller Geschichte und Erlebnis: Das ist der Club. Mit hundert Clubdörfern rund um den Globus, die sich harmonisch in ihre jeweilige Umgebung einfügen. Als Hüttendörfer, Bungalowdörfer oder Club-Hotels. Von ›rustikal‹ bis elegant, lebhaft oder ruhig, schnell zu erreichen oder in exotischer Ferne. Für Aktiv-Urlauber, die Spaß daran haben, in ihren Ferien einmal ›ganz anders‹ zu leben. Ein Ferienparadies für Individualisten und ein Königreich für Kinder. Eine Welt ohne Zwänge, in der die einfachsten Dinge allein durch ihre Ursprünglichkeit faszinieren. Eine Welt, in der man alles tun kann – aber nicht muß [...] Im Club können Sie vom ersten Augenblick an entspannen. Denn alles, was Sie davon abhalten könnte, erledigt der Club für Sie: Von der gesamten Organisation Ihrer Ferien und Ausflüge bis zu praktischen Details. Sie machen einfach das, wozu Sie Lust haben – und wählen unter den zahlreichen Sportmöglichkeiten, Veranstaltungen und Rundreisen aus. Der Club berät Sie gerne dabei [...] Alles ist eben irgendwie anders. Genauso, wie Sie sich das vorgestellt haben. Und jetzt kann es beginnen: Ihr paradiesisches Clubleben – mit einem Hauch von ›Dolce far niente‹ und dem sprichwörtlichen ›Savoir vivre‹, das eben nur der Club bieten kann.«<sup>145</sup>

Vornehmlich das veränderte Körperbewußtsein in spätmodernen Gesellschaften wird hierbei in eigener Sache geschickt genutzt. Der Körper der Urlauber wird diesen gegen ein entsprechendes Honorar als Konsumobjekt zur gesundheitsfördernden, geselligkeitsherstellenden und natürlichkeitsgenerierenden Überarbeitung in veränderter Umgebung angeboten. In räumlich segregierten Feriendörfern wird der gestreßte oder auch gelangweilte Urlauber überfallartig mit Hilfe von Sport, Spiel, Musik, Theater, Tanz und Naturerleben durch eigens hierauf spezialisierte Funktionsträger in Schwung gebracht.<sup>146</sup> »Nette Geister« (Animateure) produzieren Frohsinn und Spaß von morgens bis spät in die Nacht. G.O.'s (gentil organisateurs) sorgen in diesen Körper-Ghettos für ein schnelles, abwechslungsreiches Erleben in exotischer Natur, fröhlicher Du-Gemeinschaft, mit guter Küche, Mimikry, aufgelockerter Atmosphäre und erhöhten Kontaktmöglichkeiten in einer künstlich hergestellten, überschaubaren Öffentlichkeit.

Die räumliche Segregation der Clubdörfer in fernen Landen ist ein oft

**145** | Siehe Werbeprospekt des Club Méditerranée.

**146** | Vgl. Klaus Finger, Animation im Ferienclub, in: Horst W. Opaschowski, Methoden der Animation. Praxisbeispiele, Regensburg 1981, S. 137-145.

anzutreffendes Kennzeichen dieser Art von organisierter Urlaubsfreiheit. Die nationalen Kulturen der Organisationsträger (Club Med/französisch; Robinson-Club/deutsch) werden in die Fremde exportiert – mit dem großen »Vorteil«, daß die Urlauber in der eigenen Sprache kommunizieren, gleichzeitig aber auf Distanz zum Gastland bleiben können. Einheimische tauchen, wenn überhaupt, höchstens als Subjekte auf, die Konsumierbares ihrer Kultur darstellen oder feilbieten, oder irgendwelche Dienstleistungen erbringen – keimfreie exotische Einsprengsel, die den Genuß der Urlauber erhöhen sollen.

In ihrer phänomenologisch ausgerichteten, bisweilen süffisanten, aber auch selbstkritischen Analyse des modernen Tourismus urteilen Bruckner und Finkielkraut wie folgt: »Die Urlauber brauchen zu ihrem Glück das Licht, die Schönheit, den Zauber eines Klimas, aber in gefilterter Form, ohne daß die Widerspenstigkeit von Eingeborenen, ohne daß irgendeine nicht in das Licht sich fügende, anstößige menschliche Gegenwart einen Schatten auf die süße Ruhe der lebenswürdigen Clubmitglieder wirft. Der Club M. ist eine Insel, von der man Ausflüge aufs Festland unternimmt (in Form von Exkursionen, Abenteuern, Expeditionen), eine Insel, die durch ihre Ufer definiert wird, das heißt durch das, was sie ausschließt. Und wenn sie ein bißchen Andersartigkeit zuläßt – einheimisches Personal, einheimisches Handwerk, einheimische Sonne, einheimische Palmen –, so nur um sie besser dem tröstlichen Universum des Daheim einverleiben zu können. Im Grunde ist es ein Nirgendwo, ein universeller Ort, die extreme Verkörperung des Lokalpatriotismus, die vollkommene Ehe von Exotik und Chauvinismus [...] Es gibt einen Feudalismus der Reiselust, der die Menschen immer nach Fernen suchen läßt, die archaischer sind als die Wirklichkeit, nach einem mythischen Jenseits der Zeit, wo größte historische Distanz für größte Unwirklichkeit sorgt.«<sup>147</sup>

Die Tourismusindustrie expandiert in den letzten Jahren genau dort, wo der Urlauber durch gelungene Synthesen in ein neuartiges, den normalen Alltag transzendierendes Erleben und Handeln hineinversetzt werden kann. In einer ansonsten entsinnlichten Gesellschaft ist es unter den oben genannten Umständen ausgesprochen profitabel, die Sinne – Augen, Oh-

**147** | Selbstkritisch ist diese Analyse insofern, als sie das auf »feine Unterschiede« ausgerichtete Naserümpfen des Intellektuellen gegenüber dem modernen Massentourismus mitreflektiert. Siehe Bruckner und Finkielkraut, a.a.O., S. 59. In der Pressemitteilung des Clubs heißt es zur Exploration der Umwelt wie folgt: »The villages are ideal starting points to explore the surrounding countryside. Traditional: by plane or bus to wellknown sites such as monuments of great civilizations. Adventurous: by landrover or car driven by G.M.'s themselves for a different type of contact with the country. Athletic: by camel, bicycle, boat, horse, elephant, or on foot, yet another way to discover the unknown through the club. The sea is also a sphere of activity where Club Med Members can sail off in the wind to explore the beaches and ports of small islands inaccessible by land.« Siehe Press file, Club Med., o.O., S. 10.

ren, Nase, Tast- und Geschmackssinn etc. – anzusprechen und zu sensibilisieren. Durch Cluburlaube mit umfassender Animation oder Abenteuerreisen wird der Körper durch spezifische, differenznerzeugende Maßnahmen thematisiert und neu in Szene gesetzt. Die Tourismusbranche kann die Freizeit insofern kommerzialisieren, als sie das im Trend der Zeit liegende Kompensationsbedürfnis – vornehmlich der White-collar-Mittelschicht – durch entsprechende, dem Zivilisationsprozeß entgegenarbeitende Angebote aufgreift und ökonomisch zu nutzen versucht. Die aufgrund der bestehenden psychosozialen Bedingungen vorhandene Angst vor Krankheit, Alter und Einsamkeit ist eine zentrale Legitimationsbasis für die von der Freizeitindustrie offerierten Angebote. Der Club Med ist ein *Reservat zur Befriedigung physischer, psychischer und sozialer Bedürfnisse, die in komplexen Gesellschaften knapp geworden sind*. Hier können Erfahrungen gesammelt werden, die so im Alltag nicht gemacht werden können.

Natürlichkeit, Freiheit, Gemeinschaft und Naturnähe werden im Club Med konfektioniert und kommerzialisiert. »Natürliches Leben, das Sie vielleicht überraschen mag. Eine Freiheit, die Ihnen aber sicher gefallen wird, wenn Sie zur Urform des Urlaubs zurückfinden wollen. Da sind die berühmten Hütten im polynesischen Stil aus geflochtenem Bambus und mit Strohdächern. Das Mobiliar besteht aus zwei Betten und einem Möbel für die Kleidung. Die sanitären Anlagen befinden sich außerhalb der Hütten [...] Und alles inmitten von Blumen und Grünanlagen. Handtücher werden nicht gestellt. Zurück zur Natur in ihrer einfachsten Form.«<sup>148</sup> Neue Erfahrungswelten lassen sich hier erschließen. Dies hat seine guten Gründe: Bei wachsender Versportlichung der Gesellschaft – nahezu jedermann kann inzwischen auch auf heimischen Gewässern surfen oder in der nächsten Halle Tennis spielen – stehen Ferienclubs in der Gefahr, ihre Exklusivität zu verlieren. Andere zeitgemäße, außersportliche Themen müssen in Form interner Anpassungsstrategien in das eigene Programm aufgenommen werden. Aktualität ist tagtäglich zu beweisen. Neben der Befriedigung sog. »Urbedürfnisse« steht gegenwärtig, unter dem Eindruck der neuen industriellen Revolution, die Einbeziehung moderner Technologien an. Selbst die Vermittlung von Computer-Kenntnissen läßt sich als Abenteuer verkaufen: »Elektronische Datenverarbeitung? Daran haben Sie sicher großes Interesse. Der Club hat Ihnen da viel zu bieten. 20 Dörfer sind mit den neuesten Kleincomputern, Farb-Bildschirmen, Lesegeräten für Disketten, Druckern etc. ausgestattet [...] Spezialisierte und erfahrene GO werden Ihnen die Geheimnisse der Computerwelt enthüllen und Ihnen helfen, ein eigenes Programm zu erstellen beim »Abenteuer Datenverarbeitung«.«<sup>149</sup>

Die Transzendierung des Alltags steht im Mittelpunkt der Clubaktivitäten. Als Organisationsgrundlagen dienen, wie bereits bemerkt, diejenigen Folgekosten, die durch die Heraufkunft der Moderne entstanden sind. Das

148 | Siehe Press file, a.a.O., S. 8.

149 | Ebenda, S. 17.

Spontane als schnelle Reaktion auf bestimmte Stimuli, das ohne weit-schweifende Umwege über Logik, Intellekt und den dämpfenden Kodex gut-bürgerlicher Sitten zur Sache geht, kommt im Normalalltag komplexer Ge-sellschaften durch die Dominanz der Gefühlsbeherrschung, Selbstdiszi-plinierung und Selbstkontrolle wenig zum Zug.<sup>150</sup> Durch die Teilhabe an jenen intermediären Instanzen, die sich zwischen Individuum und Gesell-schaft herausgebildet haben, die Organisationen, wird die individuelle Le-bensführung zweckrational geprägt. Spontane Gefühlsreaktionen und Kör-peräußerungen werden typischerweise durch den Primat von Leistungsef-fektivität und Bedürfnisvertagung unterdrückt und diskreditiert. Wie der Symbolische Interaktionismus und die Ethnomethodologie herausgearbei-tet haben, sind spontane Körperreaktionen in formal definierten sozialen Situationen primär Anlässe des Sich-Schämens.<sup>151</sup>

Die Fremdkontrolle durch Organisationen und Institutionen wird zur Selbstkontrolle in dem Sinn, daß Gefühlsreaktionen, die der einzelne in Hinblick auf bestimmte Personen, Sachverhalte etc. entwickelt, zurückzu-drängen und zu kaschieren sind. Die von Elias im Rahmen seiner Zivilisa-tionstheorie erhobenen Befunde zeigen, daß die Selbstkontrolle – zunächst als Internalisierung der höfischen zeremoniellen Fremdkontrolle – vor-nehmlich auf der Fähigkeit beruht, Gefühle zu verbergen, Spontaneität zu unterdrücken oder nicht vorhandene Gefühle als vorhanden zu deklarieren. Die Angst des einzelnen, in der Öffentlichkeit angesprochen und in ihr ent-blößt zu werden, führt im Alltag zu individuellen, dennoch aber kollektiven Defensiv- und Vermeidungsstrategien. Man entschuldigt sich, wenn man einen Fremden auf der Straße anspricht, um eine Auskunft einzuholen, senkt die Augen im Fahrstuhl, um Blickkontakte zu vermeiden und Harm-losigkeit zu signalisieren, unterbricht ein Gespräch, wenn Dritte hinzutre-ten und auf Hördistanz kommen. Eigene Gefühle und Körperäußerungen sind zu unterdrücken, um sich selbst als Person nicht zu dekuvirieren.

Gegen diese Angst, sich selbst in der Öffentlichkeit zu präsentieren und das Gesicht zu »verlieren«, wird Spontaneität angeboten und geübt. Lachen und Scherzen als konsensherstellende Ereignisse werden im Club bewußt genutzt, um die Atmosphäre locker und die Statusunterschiede zwischen den Urlaubern latent zu halten. »One of the secrets of the club's success in a world where human relations are increasingly difficult, is its forms on in-terpersonal communication. In a village, everything is designed to allow free

**150** | Die Forderung nach einer Freisetzung von Spontaneität, Diffusität und einer verstärkten Berücksichtigung des Lustprinzips hat einer vornehmlich studen-tisch geprägten Subkultur den Namen gegeben, den »Spontis«. Vgl. unsere Ausführ-ungen zur Gegenfigur des coolen Typen in Kap. II.7.

**151** | Vgl. beispielsweise E. Groß und G. P. Stone, Verlegenheit und die Analyse der Voraussetzungen des Rollenhandelns, in: Auwärter/Kirsch/Schröter (Hg.), a.a.O., S. 275-306.

and informal relationships.«<sup>152</sup> Die individuelle Scheu, die Menschen in entwickelten Industriegesellschaften, sieht man von den sportspezifischen Möglichkeiten des Sich-Auslebens einmal ab, ansonsten nur im Karneval oder bei vergleichbaren Festen sozial legitimiert ablegen können, wird in den Club-Freizeiten durch Gemeinschaftsaktivitäten und Spaßkommunikationen gezielt abgebaut. Im Karneval wird die Negation kontrollierter Manieren, dominanter Werte und Verhaltensweisen geradezu emphatisch zelebriert. Alljährlich bricht das Vergnügen auf diese Weise in unzivilisierter Weise in zivilisierte Gesellschaften ein. Die Wirklichkeit wird, wie die Wahl von Karnevalsprinzen und -prinzessinnen zeigt, auf den Kopf gestellt.<sup>153</sup> Bei diesem Fest, das Statusunterschiede nivelliert, weil in der Lust am relativ unkontrollierten Genuß ein gemeinsamer, demokratisierender Nenner vorhanden ist, wird Körpernähe bewußt hergestellt. Der Spaß am Karneval ist weiterhin die Lust am Eintauchen in eine feiernde Öffentlichkeit auf Straßen, Plätzen und in Sälen. Im Karneval dürfen Menschen Binnenzensur und Selbstkontrolle temporär außer Kraft setzen. Hier tut man mit Hilfe von Kostümierung und Alkohol, was sich ansonsten nicht gehört. Nicht das kulturell Verfeinerte, sondern das Grobschlächtige, direkt auf Bedürfnisbefriedigung Herauslaufende steht im Vordergrund. Der Karneval als »kollektives Ausflippen« ist eine festive Aktivierung von Körperlichkeit auf der Stufe des Ent-Raffinierten und der direkten, freigesetzten Lust. Hinter der Maske und im Suff lassen sich Wünsche, Träume und Begierden ausleben und die Regeln des guten, zivilisierten Benehmens überschreiten. Was der Club Med organisiert, ist ein touristischer Dauerkarneval.

Hinzu kommt ein weiterer Aspekt: Die räumliche Abschottung der Clubdörfer macht es möglich, Öffentlichkeit bewußt herzustellen und als Kontaktmedium zu nutzen. Wo Menschen täglich Sport treiben, gemeinsam lachen, Theater spielen und das Abenteuer erwarten, wird jene Sozialität künstlich arrangiert, die mit der Heraufkunft der Industriegesellschaft in den Großstädten immer mehr verschwunden ist: die gemeinsame Öffentlichkeit. Daß Kontakt und Geselligkeit gesucht werden, Menschen auf Nahdistanz gehen und ihren Urlaub nicht in Einsamkeit und Isolation verbringen wollen, wie man es auf den ersten Blick als Kontrastprogramm zur sog. »Massengesellschaft« erwarten könnte, trifft insofern zu, als der Alltag in der Regel eben nicht persönlich, sondern in überwiegendem Maße anonym und formal-rational organisiert abläuft. Der einzelne lebt infolgedessen in seinen individuellen Lebensbezügen rollenmäßig parzelliert und wird in seiner diffusen Gesamtheit in außerfamilialen Bereichen nicht nachgefragt. Das Unpersönliche ist das Typische, wobei – wie Sennett kürzlich konstatierte – die Familiensituation auch eine Form intimer Tyrannei sein kann, aus der man sich bisweilen in die Öffentlichkeit rettet.

152 | Siehe Press file, S. 4.

153 | Vgl. Dietz-Rüdiger Moser, Fastnacht – Fasching – Karneval. Das Fest der »verkehrten Welt«, Graz 1986.

Der Ferienclub ist in diesem Sinne durchaus als eine Sonderöffentlichkeit zu werten, die man zeitlich begrenzt aufsucht, um knappe soziale und sachliche Bedürfnisse zu befriedigen, die im normalen Alltag ansonsten nicht befriedigt werden können oder dürfen. Der bei Intellektuellen mit Nasenrümpfen quitierte Umstand, daß Menschen »en masse« die Strände bevölkern oder zu Tausenden bestimmte Feriendörfer füllen, findet hier seine Erklärung. Im Urlaub wird auf den Campingplätzen auf eine rudimentäre Art und Weise<sup>154</sup>, ebenso wie am Strand oder in besagten Feriendörfern, jene Isolation durchbrochen, die zu Hause oftmals erlebt wird. Für viele Menschen ist der Urlaub zudem mit Hoffnungen auf ein Abenteuer überfrachtet. Das Außeralltägliche wird deswegen so angestrebt, weil es einen hohen Erlebnis- und Erinnerungswert für die Eintönigkeit und Routine des Alltags hat. Die moderne Tourismusindustrie ist in dieser Hinsicht ein Wirtschaftssektor, der knappe Erfahrungen und Erlebnisse anbietet und verkauft. Wo Langeweile durch Aktion, Körperverdrängung durch Körperaufwertung und Vereinzelung durch Gemeinschaft gegengesteuert werden, ist die Herstellung von Differenzerfahrungen am Schematismus Normalität/Gegenalltag das zentrale Prinzip zur Steigerung von Genuß und Vergnügen. In einer Gesellschaft, die psychosozialen Streß produziert, stellt dies wahrlich eine Grundlage dar, die sich leicht kapitalisieren und Kritik ohne größere Probleme ins Leere laufen läßt.

Mit Hilfe einer unter die Haut und in die Sinne fahrenden Zurück-zur-Natur-Theorie erfährt das Lustprinzip eine komplikationslose Renaissance. Der Werbeslogan, mit dem der Club Med in den USA wirbt, bringt dies deutlich zum Ausdruck: »Club Med vacation – the antidote to civilization«. Indem Essen, Trinken, Schlafen, Wohnen und die zahlreichen Sport- und Freizeitaktivitäten von damit befaßten Animatoren und Freizeitmanagern organisiert und für einen hohen Gästedurchlauf standardisiert werden, wird der Urlauber auf eine reizvolle Art und Weise seiner Alltagspflichten enthoben. Die Daseinsfreude erhöhende Erlebnisse werden am laufenden Band zustande gebracht. Der klassische, nicht in Ferienclubs organisierte Urlaub, der den Normalalltag bereits durch lokale und soziale Veränderung vergessen läßt, produziert seine Höhepunkte in Abhängigkeit von der individuellen Fähigkeit des Urlaubers zu Selbstorganisation und -stimulierung. Die Club-Bewegung unterbreitet demgegenüber vielfältige Angebote. Wer auf seine – nicht geringen – Kosten kommen will, wird dauerhaft auf Trab gehalten.

Spaßkommunikationen, die als Gegenpol zur Rationalität der Arbeits-

**154** | Insofern sind die Gründe, die Scheuch für die Heraufkunft der Campingkultur nennt, nämlich (1) Kostengründe, (2) Vorteile eines eigenen »Ferienhäuschens«, (3) Distanz zum eigenen Alltag, zu ergänzen. Es geht (4) um ein Leben in unterkomplexen Situationen und (5) um den Genuß von Öffentlichkeit. Vgl. E. K. Scheuch, Ferien und Tourismus als neue Formen der Freizeit, in: Scheuch/Meyersohn (Hg.), a.a.O., S. 311.

welt gelten, arten in derartigen Erlebnisurlaube so bisweilen in eine Tyrannei der Spontaneität und des Mitmachens aus. Die zur Verfügung stehende knappe Zeit wird in den Clubdörfern auf eine subtile Weise ökonomisiert. Niemand wird zu irgendwelchen Aktivitäten gezwungen, aber: Wo das Vergnügen wartet und lockt, kommen Psyche und Körper oftmals nicht zur Ruhe. Wie Clubreisende immer wieder bestätigen, muß anschließend Urlaub vom Urlaub genommen werden. Die offiziell verdammte Zweckrationalität der Arbeitswelt wird hinter dem Rücken der Akteure in die Freizeit eingeschleust und feiert hier unter dem Vorzeichen von Animation und Spaßkultur neuartige Triumphe.

Genußfähige Themen müssen, damit sie ökonomische Marktinteressen über einen längeren Zeitraum binden können, organisierbar und reproduzierbar sein. Wo Monotonie durch täglich wiederkehrende Ereignisse verhindert werden soll, wird Langeweile oft nur durch eine Monotonie der Abwechslung substituiert. Intimität wird im Club Med organisatorisch angestrebt und bisweilen auf eine rauhbeinige, direkt zur Sache kommende, normierte Weise hergestellt. animateure helfen dabei, individuelle Hemmnisschwellen zu überspringen und kollektive Intimitätssituationen zu ermöglichen. Annäherungen finden statt – allerdings mit der Besonderheit, daß die für intime Situationen notwendige diffuse Wärme und Vertrautheit durch das mechanische Zusammenrücken der Urlauber nicht zustande kommen können. Äußerlich durch viel Tam-Tam stimuliert und innerlich durch Abwechslung auch bewegt, erfährt der einzelne nicht im Gesamt seiner Persönlichkeit eine Nachfrage, sondern in Hinblick auf seine Folgebereitschaft. Unter Gleichgesinnten läßt es sich schneller spontan sein als unter Ungleichgesinnten. Indem die Phantasie real zu ihrem Recht kommt, Außeralltägliches gelebt werden kann, lassen sich kurzzeitige Solidareffekte und Wir-Gefühle herstellen und die Distanzen zum eigenen kontrollierten Selbst verringern. Wer beim Jubeln und Fröhlichsein nicht mitmacht, wird allerdings schnell ausgeschlossen und als gruppenfeindlicher Individualist abgestempelt.

Zum Standardrepertoire organisierter Cluburlaube gehört die Freisetzung von Spaß und Frohsinn. Mit Hilfe von Exotik, Erotik, Mimikry, Theater, Tanz und den in den mittleren und oberen sozialen Schichten verbreiteten Freizeit- und Sportaktivitäten werden die Gäste aus ihrer zivilisatorischen Reserve (Selbstkontrolle) herausgelockt: »Und wenn es dann am Abend heißt: ›Showtime‹ und Bühne frei für Variete und Theater – wenn Sie das GO-Team in zauberhafte Welten entführt, mit viel Spaß und Witz – dann, ja dann werden Sie an sich selbst entdecken, daß Sie von der Begeisterung mitgetragen werden [...] und plötzlich werden Sie Dinge mitmachen, die für Sie vorher ›nicht in Frage gekommen wären‹.«<sup>155</sup>

Distanzüberbrückende Spiele und das Spektakel am Abend mit anschließender Strandpartie sollen Ungezwungenheit und Ursprünglichkeit

herstellen. Mythen der Freiheit, des individuell gestaltbaren, naturnahen und geselligen Lebens stehen im Mittelpunkt. Einfachheit wird gelebt. Eine eigene Perlenwährung sorgt für komplikationslose Austauschprozesse. Die Freizeitindustrie transformiert auf diese Weise Alltagsträume von außereuropäischen Zivilisationen in Urlaubsabenteuer – und banalisiert sie dadurch. Bereits in Utopia, dem Land »Nirgendwo« von Thomas Morus<sup>156</sup>, dann auch in Campanellas »civitas solis« wurde Geld zugunsten einer Wiedereinführung des direkten Tauschhandels abgeschafft. Ein handfester, die Distinktion unterstreichender Anti-Materialismus gehört auch im Club mit zur Inszenierung: das Leben in der Bambushütte, der Kleiderhabitus von Südseeinsulanern, die archaischen Tauschmedien gering differenzierter Gesellschaften. Die Reduktion auf das Einfache, Transparente und Körperorientierte soll Ent-Naturalisierte gleichsam renaturalisieren.

Die Pseudo-Gemeinschaft, die die Freizeitindustrie hier in Szene setzt, ist eine Interessengemeinschaft, eine Zweckassoziiierung des Genießens, die vornehmlich durch folgende Bedingungen so erfolgreich sein kann: (1) Die Urlauber befinden sich außerhalb ihrer Normalität auf einer »Insel«, die für Außeralltägliches eingerichtet ist. (2) Indem man, räumlich zusammengerückt, gleichen Aktivitäten folgt, können unter ansonsten Heterogenen gemeinsame Situationsdefinitionen hergestellt werden. Diese lassen sich wiederum als Konsensgrundlage für ein gemeinsames Genießen nutzen. (3) Jedermann weiß, daß man anschließend auch wieder auseinandergeht und daß die gezeigte Offenheit anderen gegenüber insofern konsequenzenlos bleibt. Die Flüchtigkeit des Urlaubs stellt demzufolge eine wichtige Bedingung für die Freisetzung von Spaß und Spontaneität dar.<sup>157</sup> Indem die Privatheit nach dem Urlaub wieder winkt, lassen sich Offenheit und bisweilen auch Haltlosigkeit und Vulgarität temporär stabilisieren und gegenüber dem sonst kontrollierten Selbst legitimieren. (4) In der Neutralität eines fremden, fernen Raumes fällt es leichter, aus sich herauszugehen, Konventionen abzulegen und kleinkarierte Spießigkeiten und Überspanntheiten zu vergessen. Was die alljährliche Fahrt des Kegelvereins oder der Karneval für den einen darstellt, ist der alljährliche Urlaub in einem Clubdorf für den anderen.

Die sozial-integrative Funktion der gemeinsamen Mahlzeit wird bewußt eingesetzt, um zwischenmenschliche Kontakte zwischen den Gästen zu ermöglichen – wechselnde Tischbesetzung – und die Zugangsschwellen der

**156** | Vgl. unsere Ausführungen auf den nächsten Seiten.

**157** | Vgl. die Aussagen von Georg Simmel über die verbindende Funktion des Wanderns in: ders., *Soziologie*, a.a.O., S. 500/501. Vgl. ebenso seine Ausführungen über die »seltsame Offenheit« unter gemeinsam Reisenden in seiner Studie über Scham und Ekel. Siehe ders. »Zur Psychologie der Scham (1901)«, in: ders., *Schriften zur Soziologie*. Eine Auswahl. Herausgegeben und eingeleitet von Heinz-Jürgen Dahme und Otthein Rammstedt, Frankfurt a.M. 1983, S. 145f.



gehemmten Stadtmenschen niedriger zu setzen.<sup>158</sup> Die kulinarischen Genüsse, die nicht nur den Magen füllen, sondern auch das Auge erfreuen und den Gaumen reizen sollen, ergänzen die sportliche, spielerische, handwerkliche und gruppendynamische Auseinandersetzung mit Körper und Psyche. Durch ein buntes, mit Früchten, Salaten, Fischen und anderen Köstlichkeiten gedecktes Büffet werden die sinnlichen Empfindungen gezielt angesprochen, gewissermaßen nach dem Motto: ein guter Urlaub hat auch durch Auge, Nase und Magen zu gehen. Das Essen wird zum vernünftigen Abenteuer, zu einer Entdeckungsreise ins Land der Farben, Gerüche, des Aromas und der verschiedenen Geschmäcker.<sup>159</sup>

Der Club kultiviert das Kulinarische in verfeinerter Form. Fouriers Vorstellungen von einer harmonischen Gesellschaft, in der die Liebe und der

**158** | Zur Funktion von Essen und Trinken für die Integration von größeren Gruppen äußerte sich Simmel wie folgt: »Je mehr Menschen aber zusammenkommen, desto geringer wird die Wahrscheinlichkeit, daß sie in jenen wertvolleren und intimeren Wesensheiten koinzidieren, desto tiefer muß der Punkt gesucht werden, der ihren Antrieben und Interessen gemeinsam ist. In demselben Maße aber, in dem die Quantität der Elemente dem höheren Individuell-Seelenhaften keine Stätte mehr gibt, muß man das Manko dieser Reize durch Steigerung der äußerlichen und sinnlichen auszugleichen versuchen. Zwischen der Vielheit festlich zusammen befindlicher Personen und dem Luxus, der bloßen Sinnenfreude ihres Zusammen hat stets ein enger Konnex bestanden [...] Wenn Essen und Trinken von jeher das Vereinigungsmittel weiter Kreise ist, für die eine einheitliche Stimmung und Interessiertheit anderer Richtung schwer erreichbar wäre, so wird nun eine Gesellschaft rein wegen ihres Quantitätsmomentes, das die Gemeinsamkeit und Wechselbeziehung der feineren und geistigeren Stimmung ausschließt, diese sensuellen und deshalb mit größerer Sicherheit Allen gemeinsamen Freuden um so stärker betonen müssen.« Siehe G. Simmel, *Soziologie*, a.a.O., S. 51 (Hervorhebung KHB). Vgl. ders., *Soziologie der Mahlzeit*, in: ders., *Brücke und Tür*, Stuttgart 1957, S. 243-250; vgl. auch Gert Matenklott, *Geschmackssachen. Über den Zusammenhang von sinnlicher und geistiger Ernährung*, in: D. Kamper/Chr. Wulf (Hg.), *Das Schwinden der Sinne*, a.a.O., S. 179-190 (bes. S. 183ff); zur Mahlzeit als Grundsituation siehe Hans-Peter Thurn, *Der Mensch im Alltag*, Stuttgart 1980, S. 129ff.

**159** | In einem Werbeprospekt des Club Med heißt es: »Der Name sagt's, die Küche unterstreicht es auf das Köstlichste – der Club Med ist französischer Herkunft. Und dazu bekennt er sich mit seinen legendären Büffets auf geradezu verführerische Weise. Da kann man sich an einer Fülle verschwenderischer Feinessen delectieren. Und landestypische Spezialitäten kennenlernen. Da kann man tafeln soviel man mag und kann [...] Ein Restaurant unter freiem Himmel – im Schatten der Pinien oder großer Sonnenschirme, mit Blick auf Meer und Berge – auch das ist die Clubtafel: Hier werden Sie jeden Tag von einer freundlichen Hostess zu einem anderen Tisch geführt, an dem sich jeden Tag aufs Neue acht nette Leute kennenlernen. Die Clubtafel: internationaler Treffpunkt zur freundschaftlichen Runde.«

Geschmack dominieren, scheinen hier in die Wirklichkeit eines real existierenden, auf der Egalität der Teilhaber aufbauenden Paradieses übersetzt worden zu sein.<sup>160</sup> Nuancenreichtum und Unerschöpflichkeit als zentrale Elemente der Fourierschen Gastrosophie steigern die Differenz zur Normalität. Die Lust am Genuß und am stilisierten Geschmack, nicht an der maßlosen Völlerei, sind in der Tat Qualitätsmerkmale, die an der Speisetafel des Club Med zelebriert werden. In exotischer Umgebung, am Strand, eingrahmt vom Blau des Meeres und vom Grün der Natur, zwischen irgendwelchen Aktivitäten gereicht, können Auge, Mund, Nase und Magen jederzeit mit ausgewählten Speisen und Getränken angesprochen und verwöhnt werden.<sup>161</sup> Nicht die Knappheit der Güter, sondern der Überfluß des sonst Knappen wird vorgeführt und gefeiert. Die Fiktion des beliebig zur Verfügung stehenden Überflusses würde gestört, wenn der Urlauber für jeden Service direkt an Ort und Stelle bezahlen müßte. Man erhöht den Preis vorher und kann so Freigiebigkeit und Überfluß fingieren. Ferienclubs dieser Art gewinnen, wie aus unseren bisherigen Überlegungen ersichtlich geworden ist, ihr kommerzialisierbares Profil aus ihrer Fähigkeit, die innerweltliche Askese und das für die Mittelschichten typische »deferred gratification pattern« temporär außer Kraft zu setzen. Der Club predigt nicht die Verneinung des Genusses, sondern die Befriedigung von Lust. Da dies nicht einfach und voraussetzungslos herstellbar ist, sind Spezialisten für Spaß, Sport, Freude und Kontaktherstellung vonnöten, die entsprechende Anleitungen und Transformationsregeln geben.

Die Sozialfigur des Animateurs ist in dieser Hinsicht die personifizierte Repräsentanz von Elan, Lebensfreude, Körperlichkeit und Jugend. Wo Spontaneität gepflegt, Isolation überwunden und Spaßmotivationen hergestellt werden sollen, sind entsprechende Akteure zu rekrutieren. Das äußere Erscheinungsbild hat die Ziele und Aufgaben im wahrsten Sinne des Wortes zu verkörpern. »Braungebrannt, muskulös und lächelnd trägt er auf seinem Körper die perfekte Verwirklichung der Urlaubswerte zur Schau. Er induziert Verlangen, ist der Versucher, der zur Flucht reizt, ein Versprechen von Dynamik und körperlichem Wohlgefühl. [...] Er ist der neue, totale Mensch, der modegerechte Körper, der Schönheitsmaßstab und Lustspen-

**160** | Vgl. Ulrich Raulff, Chemie des Ekels und des Genusses, in: Kamper/Wulf (Hg.), Die Wiederkehr des Körpers, a.a.O., S. 241-258. Wer »Industriemenschen« temporär vom Streß befreien und auf andere Gedanken bringen will, kann dies in der Tat nur in einer egalitären Atmosphäre durchsetzen, in der gesellschaftliche Statushierarchien vor der Tür bleiben. »Das Meisterstück dieser Institution (gemeint ist der Club Med, KHB): Sie schickt ihr Personal genauso wie ihre Gäste in den Urlaub. Man wird nicht von ihm (dem GO, KHB) bedient, man verbringt die Ferien mit ihm.« Siehe Press file, Juni 1985, S. 3.

**161** | Vgl. Charles Fourier, Theorie der vier Bewegungen und der allgemeinen Bestimmungen, Frankfurt a.M. 1966.

der, der in der Sommermythologie vom Bademeister den Nimbus der Unwiderstehlichkeit geerbt hat.«<sup>162</sup> Wer nicht lachen kann, nicht aufgeschlossen und weltoffen ist oder Schwierigkeiten hat, gruppendynamische Prozesse in die Wege zu leiten, ist hier fehl am Platze. In der Rolle des Animateurs wird die rigide Trennung zwischen Gast und Personal geschickt aufgehoben bzw. subtil entformalisiert.<sup>163</sup>

Animateure leisten eine Sonderform von Gefühlsarbeit. Um Spontaneität herzustellen und soziale Verkrampfungen zu lösen, ist ein hohes Maß an emotionellen Steuerungsvorgaben aufzuwenden. In Ferienclubs werden die Urlauber auf freiwilliger Basis fremdbeeinflusst: mit Musik, entsprechender verbaler Intonation und attraktiven Beschäftigungsprogrammen. Als saisonal arbeitende Amateurspezialisten bringen Animateure externe Ressourcen ein, die die Freizeitwirtschaft profitabel nutzt. Durch Kooptierung setzt sich die Cluborganisation im Rahmen einer bewußten Dauerfluktuation in die Lage, neue und billige Mitarbeiter heranzuziehen, um deren Talente, Motivationen, Erfahrungen und Eitelkeiten gegen ein relativ geringes Entgelt zu nutzen.<sup>164</sup>

In der Selbstdarstellung und Eigenlegitimation der Freizeitindustrie spielt interessanterweise der Glücksbegriff eine zentrale Rolle.<sup>165</sup> Das individuelle Glück, das schon die Philanthropen zur Funktionsbestimmung der Erziehung nutzten, wird anthropologisiert und auf ein Glück in einer überschaubaren Gemeinschaft bezogen. Als subjektives Gefühl des Menschen

**162** | Siehe Bruckner und Finkielkraut, a.a.O., S. 59.

**163** | In der Selbstsicht des Club Med wird dies wie folgt dargestellt: »Sharing day-to-day life with the Members, doing the same things, eating together, living in the same housing, the G.O.'s are at their Service without being servants. The G.M's are not customers, but privileged guests, while the G.O.'s are the heart of the village, personifying happiness and the joys of life.« Siehe Press file, a.a.O., S. 3.

**164** | Der Animateur hat, auch wenn er Jahre in diesem Beruf tätig gewesen ist, keine sichere Position inne. Ein derart körperbezogener Beruf, für den Fitneß, jugendliche Ausstrahlung, sportliche Fähigkeiten etc. erforderlich sind, scheint aufgrund seines Anforderungsprofils eine besondere Art von Menschen anzuziehen. Neben jenen, die Spaß an Sport, Spiel, Selbstdarstellung und einem Nachgefragt-Werden haben, scheinen vermehrt auch jene angezogen zu werden, die im Normalleben nicht zurechtkommen, Mißerfolge in anderen Berufen hatten oder keine andere Arbeit finden. »Viele Animateure haben keine Aussichten, keine Wurzeln mehr daheim, es sind abgebrochene Studenten, gescheiterte Gastwirte, alternde Lebenskünstler darunter, die, das Mikrophon, die Bühne, den Beifall gewohnt, Mühe haben, im Alltag wieder Fuß zu fassen. Der Ruhm im Ferienclub läßt sich nicht importieren.« Siehe Sibylle Zehle und Jo Röttger, Blaue Tage für die Seele, in: Zeitmagazin, Nr. 34, 16.8.1985, S. 27.

**165** | Vgl. zum Beispiel Eva Brandenburg, Vom menschlichen Glück und einer erlebbaren Demokratie, in: Club Med Magazin, H. 1, o.J., S. 16-19.

soll es durch das Herbeizitieren von archetypischen Erinnerungen an eine paradiesische, konfliktfreie Dorfgemeinschaft wahrscheinlich gemacht werden.

Daß gerade archaische, segmental differenzierte, lokal in Stämmen organisierte Gesellschaften mit einer überaus bedrohlichen sozialen und ökologischen Umwelt konfrontiert waren und mit einem ungleich höheren Daseinsrisiko zu leben hatten als entwickelte Industriegesellschaften, bleibt in diesen Selbstbeschreibungen ungesagt. Daß Glück und Daseinsfreude gerade in der gegenwärtigen Situation komplexer Gesellschaften als Gegenbegriffe zur technischen Rationalität und zivilisatorischen Affektkontrolle über den Körper eine Verwendung finden, kommt nicht von ungefähr: Die Freizeitsemantik stellt sich mit korrespondierenden Schemata darauf ein, daß die gängigen Orientierungsmuster – Arbeit als zentrale Sinnkategorie; rigide Berufsrollenorientierung etc. – immer mehr an Bedeutung verlieren. Symbolische, am individuellen Glück orientierte Codes sollen nun kommunikative Leistungen für ein neuartiges Erleben und Handeln in körperdisziplinierten und affektkontrollierten Gesellschaften erbringen. Die Weltsicht wird umthematisiert, indem Mythen und Archetypen reaktiviert und – was zu kaschieren ist – auf eine durchaus zeitgemäße Art und Weise organisiert, instrumentalisiert und vermarktet werden. Die Sehnsucht nach einem früheren, scheinbar unkomplizierteren Leben wertet das Vergangene, so aber nie Dagewesene, zur Genußsteigerung in der Gegenwart nostalgisch auf.

Versatzstücke utopischer Entwürfe verlassen ihre vormaligen Denkontexte und fließen in die als anti-zivilisatorisch verkaufte Realität der Clubdörfer ein. Jedermann ist in dieser Gemeinschaft der Urlauber und Animateure per definitionem gleich. Dies zeigt sich in der Fiktion, daß Privateigentum während der Urlaubszeit keine Bedeutung zu haben hat. Schon dadurch, daß jeder Urlauber das gleiche Tuch um die Hüften wickelt, kommt es zur symbolischen Nivellierung von Rang-, Prestige-, Wohlstands- und Standesunterschieden. Bilder erleben eine Nachfrage, die bereits Thomas Morus vor mehr als 450 Jahren in seinem Klassiker »Utopia« entwickelt hatte. In Amaurotum, der Hauptstadt Utopias, gab es kein Privateigentum, was sich etwa darin dokumentierte, daß die Häuser Gemeingut waren und deswegen auch nicht abgeschlossen wurden. Interessanterweise gehört es zum Erscheinungsbild des Club Med, daß die Wohnhütten der Urlauber und G.O.'s keine Türen aufweisen und so prinzipiell für jedermann zu jeder Zeit offen sind.

Es ist nicht verwunderlich, daß die Organisatoren von Ferienclubs besonders auf diejenigen Utopien zurückgreifen, die Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts in einer Phase formuliert wurden, in der der Frühkapitalismus sich zu entwickeln begann und erste Konsequenzen zu Tage traten: Pauperisierung und Verelendung der Arbeiterschaft, Kinderarbeit, Kriminalität, Prostitution und allgemeine soziale Desorganisation riefen Reaktionen der Gesellschaft auf sich selbst hervor. Es entstanden Gegenbil-

der und Alternativwelten im Bereich der literarischen und politischen Kommunikation. Die Herstellung von Glück war für Robert Owen ein zentrales Anliegen, das er vornehmlich in Hinblick auf die englische Arbeiterschaft formuliert hatte. Die Durchsetzung einer harmonischen Gesellschaftsordnung als letzte Stufe nach den Phasen Wildheit, Patriarchat, Barbarei und genossenschaftliche Ordnung (»Garantismus«) stand für Charles Fourier in Gestalt sog. »Phalangen« (kleine, autarke Agrarkommunen) im Vordergrund, mit dem Lustprinzip an erster Stelle.<sup>166</sup>

Clubdörfer sind als naturnahe Inseln konzipiert. Ihre Binnenräume bevölkern und bewohnen – so die Konzeption – spontane, freundliche, unkomplizierte, aufeinander eingehende, gleiche Menschen in einfachen, unzeitgemäßen Behausungen. Der Inselcharakter, der in der relativen Abkapselung von der Außenwelt zum Vorschein kommt, und den die Organisatoren auch bewußt pflegen und herstellen, regt die Phantasie an. Traumbilder von einsamen Inseln, Palmen, blauem Meer, weißen Stränden und schönen Frauen haben sich im Konzept des Club Med deutlich niedergeschlagen. Die Stichworte, die für diese Organisationsform zutreffen und letztlich den Reiz ausmachen, lauten Entdifferenzierung und Unterkomplexität.<sup>167</sup> In einer lokalen Gemeinschaft, in der die funktionale Ausgliederung moderner Gesellschaften auf der Urlauberseite nicht zum Zuge kommt, weil alle auf das Lustprinzip eingeschworen und damit oberflächlich egalisiert und nivelliert werden, kristallisiert Unwahrscheinliches sich zu einer real gewordenen Fiktion. Die Attraktivität dieser seit mehr als 50 Jahren am Markt vorhandenen Einrichtungen ist insofern nur folgerichtig. Die Wirtschaft nutzt die Kritik an der Moderne in Gestalt einer den urbanen Alltag transzendierenden Urlaubsorganisation und arbeitet sie gegen bare Münze klein. Kollektive Daseinsvorstellungen von einem besseren Leben werden im bezahlten Urlaub in die Realität eingeführt und temporär von einer darauf spezialisierten Tourismusindustrie befriedigt.

Hier sind keine Utopisten am Werk, sondern clevere Geschäftsleute, die eine kollektive Nachfrage stimulieren und entsprechend befriedigen. Nicht die Neuordnung eines Staates, von Erziehungsinstitutionen, von Wirtschaft, Politik, Arbeit und Familie ist das Ziel. Die von gesellschaftlichen Umbauprozessen beeinflussten physischen, psychischen und sozialen Bedürfnisse werden mit Hilfe körper- und spaßorientierter Interaktionen einer besser verdienenden Mittelschicht zeitgemäß auf eine unzeitgemäße Weise angedient. Ideen utopisch-frühsozialistischer Denker erzeugen eine unideologische Resonanz, weil sie entpolitisiert nach den Regeln des Kapitalertrags genutzt werden. Es zeigt sich sehr deutlich, daß wirtschaftliche Inklusionsprozesse ablaufen, die vormals gesellschaftlich Ausgeschlossenes, Latentes, Nichtaktiviertes einzubeziehen trachten, wenn es in die

**166** | Vgl. A. Hahn, H.-A. Schubert und H.-J. Siewert, *Gemeindesoziologie*, Stuttgart u.a. 1979, S. 138ff.

**167** | Vgl. Kap. I.1.

Marktlogik der Ökonomie hineinpaßt. Der Körper ist im Club Med oder ähnlichen Organisationen primär Thema wirtschaftlicher Kommunikationen.

Über die soziokulturelle Zurichtung von Körper und Psyche sagt dieser Zusammenhang viel aus. Die Gesellschaft bekommt im Spiegel dieser Einrichtungen einiges von sich selbst und ihren Wirkungen zu sehen. Die starke Nachfrage nach Spontaneität, Fröhlichkeit, Unbeschwertheit und Körperlichkeit macht auf zivilisatorisch Verschüttetes, Verdrängtes und Wegdefiniertes aufmerksam. Die Kolonisierung des Körpers durch den Club Med erfolgt somit auf der Grundlage individueller und kollektiver Folgen fortgeschrittener Modernität. Der psychische und somatische Streß, aber auch die Langeweile infolge einer für breite Bevölkerungsschichten durchgesetzten und institutionell abgesicherten Lebensweise sind wichtige Bedingungen der Möglichkeit für derartige Inklusionsmaßnahmen. Daß es Cluburlaube dieser Art erst nach dem 2. Weltkrieg gibt, kommt nicht von ungefähr: Der Prozeß der gesellschaftlichen Modernisierung ist seit dieser Zeit immer massiver abgelaufen und hat gerade seit Anfang der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts eine neuartige Qualität erreicht.

Aber: Expressivität, Spontaneität und Körperlichkeit lassen sich in einem Urlaubsschnellkurs nicht ohne Konsequenzen instrumentalisieren. Der Versuch, Nichtalltätliches für Urlauber zu veralltäglichen, kann nur auf der Basis der zeitlichen Knappheit des bezahlten Urlaubs gelingen. Dauerspontaneität wird nach vierzehn Tagen langweilig, ebenso wie die Gefühlsarbeit der Animateure fade wird, wenn der Gleichklang und das Unpersönliche der Animation, besonders deutlich im Rahmen der elaborierten »Welcome- und Goodbye-Rituale«, ins Bewußtsein dringen. Der Club ist darauf spezialisiert, die Fassade einer anderen Wirklichkeit aufrechtzuerhalten. Er braucht hierfür eine straff organisierte Logistik, die hinter den Kulissen arbeiten muß, damit keine Entmythologisierungseffekte entstehen. Das ökonomische Interesse darf nicht zu Tage treten. Es wird verschleiert, damit der Widerspruch das Geschäft nicht stört.

Wie in Kapitel I bereits deutlich wurde, kann die Körper- und Spaß-Revolution immer nur unter den Kontextbedingungen von Gesellschaft ablaufen. Sie läuft damit auf Widersprüche hinaus. Dies läßt sich am Beispiel des Club Med anschaulich herausarbeiten. Das gesamte Arsenal der notwendigen Kaschierungstechniken und der hinter dem Rücken der Urlauber ablaufenden Logistik deutet darauf hin. Hier zeigt sich die Gradwanderung von Organisationen, die Widersprüche zu verhindern trachten. Sie laufen in der Regel in Paradoxien hinein. Den Körper direkt als Wirtschaftsthema anzusprechen ist prekär. Das semantische Mäntelchen der Anti-Zivilisation hilft dabei, seine rigorose ökonomische Kolonisierung zu verbrämen. Dies gilt in gleicher Weise für die Kommerzialisierung psychosozialer Bedürfnisse. Die Club-Bewegung entparadoxiert sich, wie es scheint, durch die Kommunikation von Nicht-Authentizität – und wirkt dadurch auf eine subtile Weise authentisch. Jeder Urlauber weiß, daß alles nur Show ist. Die

Aufwertung von Körper und Spaßkommunikation in der verführerischen Atmosphäre einer Inselgemeinschaft, scheinbar fernab von jeglicher Zivilisation, bleibt ein Zivilisationsprodukt, das die Industrie als Anti-Programm gegen ein entsprechend hohes Entgelt an betuchte Mitbürger verkauft.

Die Sehnsucht nach Überschaubarkeit, Diffusität, Öffentlichkeit und intensivem Erleben, die auf seiten der Konsumenten zu Tage tritt, findet in den Verhältnissen der realen Gegenwart, in der Lebenswirklichkeit urbanisierter Gesellschaften ihre Differenzgründe. Traumbilder, die sich aus diesem Zusammenhang heraus entwickeln, werden in modernisierter Form in die Urlaubsgegenwart transponiert, und zwar in einem überzogenen Rückgriff auf Gesellungsformen und Aktivitäten vergangener Gegenwarten, die es so nie gegeben hat, und die sich auf diese Weise nur in den Enklaven moderner Industriegesellschaften künstlich produzieren und durchspielen lassen.<sup>168</sup> Die traditionellen Lebens- und Gemeinschaftsvorstellungen, die die Ferienclubs an den Mann bzw. die Frau bringen, kontrastieren das scheinbar Banale des Durchschnittsalltags mit Hilfe veralltäglichter Mythen von Gemeinsamkeit, Gleichheit, Körperlichkeit, Glück, Überfluß und Rausch.

Die Gesellschaft reagiert, wie man sehen kann, mit Mythenbildung und Mythenreaktivierung, Kulturkritik und mit der Vergegenständigung von alternativen Kunstwelten auf sich selbst und ihre Defizite. Sie experimentiert mit sich selbst und sammelt Erfahrungen mit den Erfahrungen, die sie macht und laufend reproduziert. Auf der Grundlage bereits stabilisierter Unwahrscheinlichkeiten – bezahlter Urlaub, weltweiter Flugverkehr etc. – können Wirtschaftsunternehmen Nischen öffnen und soziokulturell durchsetzen, ohne daß ein umfangreiches zynisches Wissen diese real gewordenen Fiktivwelten zerstören könnte.<sup>169</sup> Die Gesellschaft verschafft ihren Mitgliedern, wenn auch nur in Gestalt von nicht jedermann zugänglichen touristischen Einrichtungen, diejenigen Fluchtmöglichkeiten, die sie anscheinend brauchen, um mit ihrem Tagesgeschäft ansonsten fortfahren zu können. Vormodernes wird hierfür nostalgisch thematisiert, damit die Personenumwelt vom »Projekt der Moderne« nicht abgeschleudert wird.

**168** | Der Stadtflüchtling, der die angestammten urbanen Räume verläßt, um der Zivilisation und ihren Folgen zu entgehen, hilft paradoxerweise mit, das zu zerstören, was er liebt. Es kommt zu einer Eskalation insofern, als derjenige, der dem Mechanismus von der individuellen Entdeckung außerurbaner Räume und ihrer anschließenden touristischen Aneignung entgehen will, in immer exotischere Gegenden abgedrängt wird. Er sorgt so dafür, ohne es zu wollen, daß die Aura dieser Räume durch die Demokratisierung des Reisens aufgehoben und zerstört wird.

**169** | Vgl. Fred H. Goldner und R. Richard Ritti, The production of cynical knowledge in Organizations, in: American Sociological Review, Aug. 1977, Vol. 42, No. 4, S. 539-551.

## 9 Ausblick

Die in diesem Kapitel versammelte Auswahl neuerer Formen der Körpernutzung gibt Aufschluß über das veränderte Verhältnis von Individuum und Gesellschaft in der Phase fortgeschrittener Modernität. Um die psychischen, somatischen und sozialen Kosten des Zivilisierungs- und Modernisierungsprozesses gegenzusteuern oder Protesthaltungen ihnen gegenüber auszudrücken, wird der Körper als Fluchtpunkt für die unterschiedlichsten »signalling activities« in Anspruch genommen. Am Körper werden Kommunikationen besonderer Art ausgestrahlt, die ohne eine derartige Einbeziehung der physisch-organischen Umwelt geringere Chancen hätten, sozial wahrgenommen und beobachtet zu werden. Der Körper ist infolge seiner gesteigerten Nachfrage in der Öffentlichkeit präsenter geworden als zu früheren Zeiten. Selbst wenn all das nicht ausgeführt wird, was Menschen nach außen hin über Sport-, Jugendlichkeits-, Gesundheits-, Oppositions- und Indifferenzsymbole oder Zeichen der allgemeinen Lebensbereitschaft zu tun vorgeben, handelt es sich um Botschaften, die über die Relationierung von Subjekt und Gesellschaft etwas aussagen sollen. Sie sind insofern ernstzunehmen.

Es kommt insgesamt zu einer verstärkten Thematisierung des Körpers und zu einer breit gestreuten Ausdehnung der signalhaften Betonung von Körperlichkeit. Was für innerstädtische Bewegungs- und Darstellungskünste wie Jogging, Skateboardfahren, Breakdancing, Flanieren, Speedwalking, die Körperpräsentation durch sonnengebräunte, sportlich trainierte, fit getrimmte, coole oder neokynisch stilisierte Körper auf öffentlichen Plätzen und Wegen gilt, trifft besonders auch für jene Reaktionsformen zu, in denen Körper und Psyche im Rahmen urlaubsmäßig ermöglichter Eskapismen jenseits der Städte gesundheits-, spaß-, einsamkeits-, geselligkeits- oder abenteuerbezogen thematisiert werden. Gegenüber der Inanspruchnahme des Körpers im Rahmen sportspezifischer Interaktionen kommt es in bestimmten Kreisen der Jugend- und Alternativkultur bisweilen zu einer Nutzung des Körpers unter gänzlich anderen Aspekten. Nicht Leistungsbereitschaft, Fitneß, Schönheit oder Jugendlichkeit stehen hier im Vordergrund. Häßlichkeit, Sinnlosigkeit, Ausstiegsbereitschaft oder Langsamkeit sind zu Leitformeln für eine Vielzahl unterschiedlichster Szenen geworden, die mehr oder weniger subtil auf Körperpräsentation setzen und Sinn über körperbezogene nonverbale Kommunikationen darstellen wollen.

Wie auch immer, der Körper wird theatralisch »zum Sprechen« gebracht und mit Bedeutungsinhalten gefüllt, die in der Gesellschaft in Reaktion auf die Folgen von Gesellschaft entstanden sind; sei es, indem er meditativ ruhiggestellt, vernachlässigt oder als Träger von Gewalt, No-future-Vorstellungen oder dandyhafter Extravaganz instrumentalisiert wird. In der Tat, der eine antwortet auf die Präponderanz einer entsinnlichten und körperdistanzierten Gesellschaft in dem modernistischen Ambiente eines Fitneß-Studios. Andere gehen mit Hilfe ihrer Körper auf Konfrontationskurs,



indem sie diese mit grellen Farben schminken, mit Dessous ausstaffieren oder ihre Haut mit Nadeln durchbohren, um sich so den Nimbus einer Kreatur des Rinnsteins zu geben.

Es wird deutlich, daß der einzelne nicht allein in der Innerlichkeit seines Bewußtseins auf Gesellschaft reagieren kann oder sich nur über sprachliche Diskurse ausdrücken könnte. Der individuelle Akteur ist auch in der Lage, über seine Körperlichkeit zu kommunizieren, und zwar ohne sich hierüber notwendigerweise bewußt zu sein. Jeder kann sich selbst in der Öffentlichkeit als Kommunikationsangebot darstellen. Hierfür lassen sich viele Beispiele geben: Man treibt nicht nur einfach Sport und wirkt auf seinen Körper per Training ein, sondern kann Sportbegeisterung auch in jenen Fällen zeigen, in denen die Physis nicht durch korrespondierende Maßnahmen aktiviert wird. Symbole und Utensilien des Tätigseins, Sich-Bemühens und Trainierens sickern in die Alltagsmode, werden bewußt am Körper getragen oder in Gestalt von Piktogrammen an den Außenflächen von Fahrzeugen zur Schau gestellt.

Eine ganze Sticker-Kultur hat sich inzwischen darauf spezialisiert, die typischen Bewegungen und Körperhaltungen diverser Sportarten oder anderer Körperaktivitäten stilisiert und gleichsam eingefroren zu präsentieren. Neben den Tennisschlägern auf der Hutablage, den Surfbrettern auf dem Autodach, den Sportschuhen am Arbeitsplatz, der braunen Haut in sonnenarmer Zeit, den Rennrädern im Straßenverkehr, dem Jogging auf den Straßen, den Marathonläufen in den Innenstädten, dem demonstrativen Konsumverhalten auf öffentlichen Plätzen und dem genüßlichen Vorzeigen des Körpers aus Gründen der Abschreckung wird so deutlich, daß sich im Verhältnis von Körper und Gesellschaft Neuartiges ereignet hat. In Reaktion auf die Folgen der Moderne wird der Körper nicht nur vermehrt eingebracht, um die gestiegene Indifferenz der Gesellschaft zu ihrer personalen Umwelt durch ein gezieltes body-processing gegenzubalancieren. Es ist auch eine Symbolik entstanden, in der sich die gestiegene Bedeutung des Körpers niederschlägt. Indem sich Menschen an ihren Körpern in sie hineinbegeben, wird sie beobachtbar und für gesellschaftliche Kommunikationen anschlussfähig gemacht. Die Symbole – Turnschuhe, Sportkleidung, sportive Handlungen, Geländewagen, gebräunte Haut, alternative Kleidung – stellen wiederum einen Bedarf her, so daß ein sich selbst verstärkender Kreislauf entsteht, an dem der einzelne an beliebiger Stelle einsteigen kann. Es zeigt sich, daß die Spezialität des Körperthemas in diesem Kreislauf auch vernachlässigt werden kann. Nicht immer ist dort, wo ein Sportsymbol aus Statusgründen vorgeführt wird, auch ein Körperbezug inhärent.

Das Typische der Körperaufwertung in komplexen Gesellschaften ist nicht die Einseitigkeit, sondern die Pluralität heterogener Angebote. Eine Vielzahl von Selbsterfahrungs-, Glücks-, Gesundheits- und Authentizitätsprogrammen fluktuiert in mehr oder weniger ausgeprägter Form auf dem Markt der Körpermoden. Die Thematisierung des Körpers auf rein sportliche Aspekte zu verdünnen, hieße somit, die Geschichte des Körpers in der

Moderne verkürzt zu rekonstruieren. Der Sport stellt mit seinen diversen Modellen nur einige unter vielen Möglichkeiten zur Gestaltung des Verhältnisses von Körper und Gesellschaft dar. Daß er im Hinblick auf die Akzeptanz seiner Kommunikationen und Handlungen eine große Dauerresonanz hervorrufen kann und nach seiner Ausdifferenzierung in eine Reihe unterschiedlicher Subsysteme zu einer Referenzgröße für andere gesellschaftliche Funktionsfelder geworden ist, verweist sowohl auf sportartspezifische Möglichkeiten, Leistungen und Arrangements als auch auf gesellschaftlich induzierte Motive und Bedarfsumstände, wie sie sich im Verlauf der soziokulturellen Evolution nach Umstellung auf das Prinzip der funktionalen Differenzierung ergeben haben. Es zeigt sich, daß Menschen durch den Rückgriff auf ihre körperliche Nahwelt eine Sicherheits- und Erlebnisgrundlage anstreben, die entwickelte Industriegesellschaften aufgrund der Abstraktheit ihrer Kommunikationen immer weniger überzeugend bereitstellen können.

Wir haben in diesem Kapitel einzelne Facetten der körperbezogenen Reaktion auf Modernität vorgestellt und die Gleichzeitigkeit des Gegensätzlichen und Paradoxen anhand zahlreicher Beispiele herausgearbeitet. Diese Synthese aus einer Analyse lebensweltlicher Materialien einerseits und einer systemtheoretischen Methodologie andererseits soll im folgenden auf einen Bereich ausgedehnt werden, in dem Körperlichkeit massiv auftritt und zentrale Operationsgrundlage eines eigenständigen Sozialsystems ist, den zeitgenössischen Hochleistungssport. Damit fügen wir der bisherigen Argumentation etwas Besonderes und Wichtiges hinzu. Es geht nicht um beiläufige, modisch orientierte Formen der Inszenierung von Körperlichkeit im Rahmen bestimmter sozialer Gruppierungen oder um individuelle Formen von Opposition oder Anpassung über den Körper. Mit dem Hochleistungssport steht vielmehr dasjenige teilsystemspezifische Korrelat der Moderne im Vordergrund, das sich mit einer entsprechenden Fortschrittsrationalität darauf spezialisiert hat, eine Steigerung des körperlich und psychisch Möglichen systematisch durchzusetzen.

Mit Blick auf eine noch auszuformulierende allgemeine Theorie der gesellschaftlichen Differenzierung unternehmen wir den Versuch, den Prozeß der funktionalen Ausdifferenzierung dieses körperorientierten gesellschaftlichen Teilsystems zu rekonstruieren. Dies ist insofern von besonderer theoretischer Relevanz, als es sich mit dem modernen Spitzensport um den Sonderfall eines gesellschaftlichen Nachzüglersystems handelt, welches nach dem allgemeinen Durchbruch des Strukturprinzips der funktionalen Differenzierung diesen grundlegenden Prozeß der gesellschaftlichen Evolution mit Verspätung wiederholt. Uns werden die Details interessieren, mit denen dieser Absonderungsprozeß verläuft und dieses Sportmodell Elemente von Körperlichkeit unter Sonderbedingungen versammelt, spezialisiert und steigert, und Sportlichkeit, Körperbewußtsein und hochstehende Körperleistung zu einem gesellschaftsweiten Kommunikationsthema macht.